

TRACES OF IMPROVISATION



Foto: Paul Kranzler

Text: Gabriele Kaiser

A Vacant Office Building in Vienna

Ein großes Werbetransparent an der dem Verkehr zugewandten Fassade eines wesenlosen Gebäudes aus den 1990er-Jahren preist die Immobilie an: „3.700 Quadratmeter Bürofläche zu mieten“. Darunter Logo und Telefonnummer des Maklerbüros, der Verkehr rauscht vorbei. Wer weiß, wie lang dieses Haus – Objekt keiner Begierde – schon leer steht. Es scheint eine jener schwer vermittelbaren Büroimmobilien in der Stadt zu sein, über deren tatsächliche Anzahl nur vage Angaben kursieren. Die offizielle Leerstandsrate für Büroimmobilien in Wien liegt derzeit bei 6,6 Prozent. Gebäude wie dieses – veraltete Infrastruktur, keine Toplage – haben es am gesättigten Immobilienmarkt schwer. Aber steht das Haus wirklich leer? Einige Fenster sind gekippt, einige geöffnet, Wäsche hängt über der Brüstung, durch die Scheibe im vierten Stock blitzt ein Stück Stoff – ein goldener Vorhang?

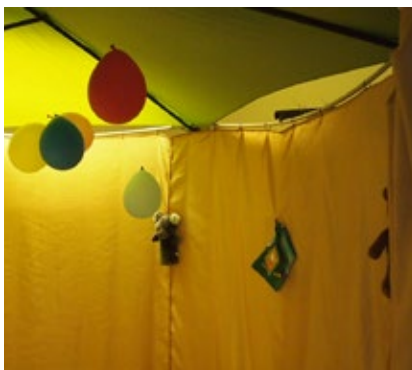


Foto: Paul Kranzler

Überall
Spuren des
improvisierten
Lebens, Tages-
aktualitäten,
Hausord-
nungsregeln.

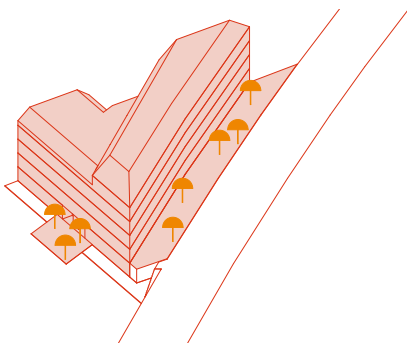
Stopover Residences/Zwischennutzung Notquartier

Seit Tagen, Wochen, Monaten wohnen in den ehemaligen Büroräumen rund 280 Flüchtlinge. Mehrheitlich sind es Familien aus Syrien, Irak und Afghanistan, die in diesem Notquartier der Caritas auf ihren Asylbescheid und auf Zuweisung in eine dauerhafte Unterkunft warten. Die meisten der BewohnerInnen sind noch nicht in der Grundversorgung; sie haben ihr bisheriges Leben hinter sich gelassen, was vor ihnen liegt, ist ungewiss. Für unbestimmte Zeit ist dieses Gebäude eine weitere Zwischenstation, ein „Camp“, wie sie es nennen. Das Haus war in seiner räumlichen Konfiguration für die Unterbringung von 150 Personen vorgesehen – „aber was sollen wir machen, wenn draußen ein weiterer Bus voller Menschen steht“, verweist die Caritas zu Recht auf die Notwendigkeit des Handelns in einer Situation, in der die Alternative Obdachlosigkeit gewesen wäre. Wie in einem Transitlager oder einem Erstaufnahmezentrum werden in einem Notquartier mittellosen Schutzsuchenden Schlafplätze und die Versorgung mit dem Lebenswichtigsten – Nahrung, Bekleidung, medizinische Betreuung – geboten. Doch ist allen vorsorglichen Maßnahmen, die getroffen werden, die zeitliche Beschränkung von vornherein eingeschrieben. Die Befristung, die für die BewohnerInnen eine weitere Ungewissheit auf ihrem Weg des Ankommens bedeutet, hält auch die Ressource Raum in Schwebel. Die Caritas hat mit dem Eigentümer des Hauses einen Zwischennutzungsvertrag abgeschlossen, der Ende April 2016 ausgelaufen und nun vorerst um einen Monat verlängert worden ist. Da die Büroimmobilie in der Zwischennutzungsphase weiterhin auf dem Markt bleibt, musste der Bestand, vom Umbau der Duschanlagen im Erdgeschoss abgesehen, weitgehend unangetastet bleiben. Das hatte zur Folge, dass sich in den ehemaligen Büroräumen dicht gedrängt Bett an Bett reihte.

A Village Within the House

Die peripher-stadtnahe Lage des Gebäudes ist aus Sicht des Betreibers, der allfälligen Ressentiments von AnrainerInnen vorsorglich ausweicht, ein günstiger Standort für ein Flüchtlingsquartier: „Hier fühlt sich niemand gestört.“ Es ist ein offenes Haus, jeder kann ein- und ausgehen, eine informelle An- oder Abmeldung genügt, niemand dreht nachts das Licht an und vergewissert sich, dass alle schlafen. Keine Tür ist versperrbar, nicht einmal die Spinde, die in den Büros bereits vorhanden waren und nun teilweise als Raumteiler dienen. Im Eingangsbereich mit der „Portierloge“ der Caritas werden BewohnerInnen, Neuankömmlinge, freiwillige HelferInnen und BesucherInnen von Aushangblättern in Arabisch, Englisch und Deutsch sowie den Artikeln 1, 3 und 4 der „Universal Declaration of Human Rights“ im Empfang genommen. Überall Spuren des improvisierten Lebens, Tagesaktualitäten, Hausordnungsregeln. Ein Piktogramm mit der Information, dass im ganzen Haus Alkoholverbot herrscht, darunter die Aufforderung, alle Mahlzeiten im Speiseraum im Erdgeschoss und nicht in den Schlafräumen einzunehmen. „Children must come down to eat.“ Daneben Hinweise auf Kurse oder Terminankündigungen sowie die „Cleaning List“, die den Küchendienst zimmerweise regelt. Die Wohngemeinschaft von der Größe eines Dorfs verteilt sich in dem im Grundriss triangulären Gebäude über viereinhalb Geschosse mit je siebzig Personen. Die rund um den zentralen Erschließungskern angeordneten WC-Gruppen in den Stockwerken sind ausreichend, die Duschanlagen im Erdgeschoss ermöglichen Körperhygiene nur im Schichtbetrieb. Die ehemaligen Kaffeeküchen in den Erschließungsgängen sind aus rechtlichen Gründen stillgelegt, hier hängt auf Lattenrosten Wäsche zum Trocknen. Was am meisten fehlt, ist Privatsphäre. Einen Ort für sich hat hier niemand.

Foto: Andreea Cebuc



Basic Needs

Die Sicherung der Privatsphäre – die Markierung eines Bereichs, in dem ein Mensch unbehelligt von äußeren Einflüssen für sich sein kann – war für Caramel Architekten das erste und wichtigste Thema ihrer Intervention, deren zeitliche Begrenzung Voraussetzung, aber nicht Hindernis für weiterführende Überlegungen war. Die in der Vorbereitungsphase im Architektur-Biennale-Team für eine ganz andere, mittelfristig nutzbare Immobilie angedachten Maßnahmen wie etwa die Durchmischung mit anderen BewohnerInnengruppen werden in einem überbelegten Notquartier zwar vorübergehend von der Macht des Faktischen verdrängt, bleiben aber zentraler Bestandteil künftiger Szenarien, die das Gemeinschaftsleben im Haus mit weiteren Handlungsanreizen positiv unterstützen sollen. Um das temporäre Zusammenleben in einer Hausgemeinschaft dieser Größenordnung möglichst rasch und effektiv zu verbessern, konzentrierten sich die Architekten zunächst auf eine klar umrissene Sofortmaßnahme, der eine zweifache Fragestellung zugrunde liegt:

1. Wie kann mit geringsten Mitteln und in kürzester Zeit Privatsphäre geschaffen werden, ohne in die Substanz des Gebäudes einzugreifen?
2. Wie lässt sich die Durchlässigkeit des Hauses nach außen erhöhen, um der Isolation der Wohngemeinschaft entgegenzuwirken und Öffentlichkeit zu generieren?

Die Sicherung der Privatsphäre durch geeignete Trennvorrichtungen und die Öffnung der Gemeinschaft durch Verbindungsgelenke nach außen wurden nicht als isolierte Themen, sondern als Facetten einer Aufgabenstellung gesehen. Caramel Architekten haben bereits in mehreren Projekten komplexe Anforderungen mit leichtfüßigem Pragmatismus gemeistert, so etwa bei den Besucherstegen der VOEST, beim Kulturhauptstadt-Büro am Linzer Hauptplatz, beim Science Park Linz, bei diversen Design- und Kunstobjekten sowie bei einigen Wohnprojekten mit überschaubarem Budget. „Zeitdruck und Ressourcenknappheit kann man auch als Chance begreifen“, sagen sie. „In vielen Fällen ist es einfach unpassend, komplizierte Designdetails zu entwickeln.“ Caramel Architekten arbeiten gerne mit modularen Strukturen und Ready-made-Artefakten, um unterschiedliche Anforderungen in griffige konzeptuelle Tools zu übersetzen. Auch in diesem Fall war es für sie ein logischer Schritt, ein System aus handelsüblichen Elementen zu entwickeln, das kostengünstig, einfach und vielseitig ist und die wesentliche Zielsetzung fokussiert.

Ready-made

Auf der Einkaufsliste der Architekten stehen lauter alltägliche Dinge, die normalerweise in anderen Situationen und Kontexten zum Einsatz kommen: Polokalrohre mit T-Verbindungen und Baustellenständer für das räumliche Grundgerüst, Sonnenschirme mit einem Durchmesser von drei Metern als „Tragwerk“, dicker weißer Vliesstoff als Raumteiler und zertifizierte schwer brennbare Stoffe in allen Farben als Raumhüllen, Stromverteiler, LED-Lämpchen, Kabelbinder, Klebeband, Kleiderhaken, Kopfhörer, Pflanzentöpfe, eine aus einer PET-Flasche gefertigte Türklingel. Die Grundstruktur einer Raumeinheit ist nach dem Steckprinzip in beliebigen räumlichen Gegebenheiten in wenigen Minuten leicht auf- und abbaubar. Das Rahmenmodul aus simplen Installationsrohren definiert die grobe räumliche Begrenzung, die visuelle und atmosphärische Einfassung erfolgt über textile Trennwände, die Intimität und Geborgenheit schaffen. Die Einheit für eine vierköpfige Familie besteht aus einem Schirm mit zwei Schlafplätzen und zwei durch Trennwände abgeteilten Nebenräumen, in denen zwei weitere Betten stehen. Die vertikalen Steher dienen als Versorgungsachsen mit jeweils eigener Lichtquelle

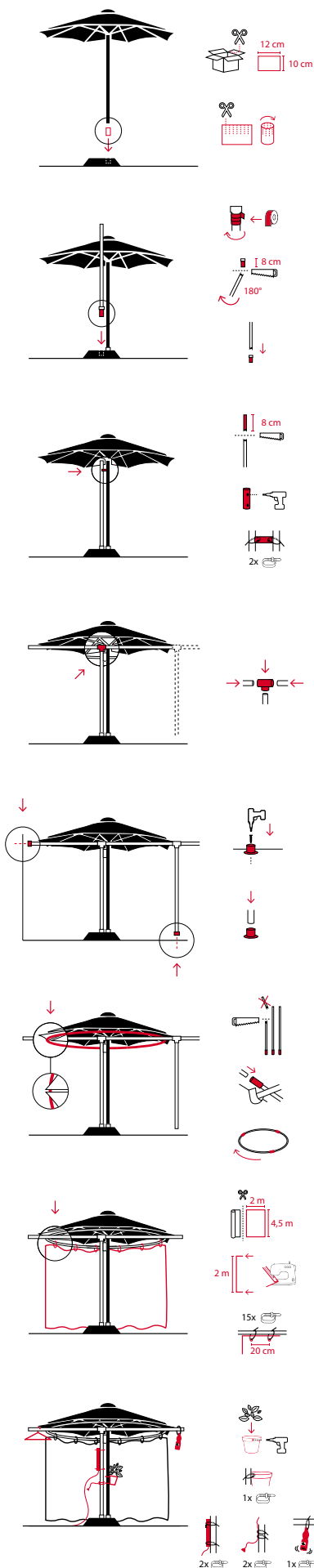


Foto: Caramel



Bisher unzugänglicher Grünstreifen wird für Benützung der KlientInnen adaptiert, Haus Pfeiffergasse

Foto: Caramel



und Verteilerstecker. Das beliebig erweiterbare Grundgerüst kommt nur an den Endpunkten mit dem Bestandsgebäude in Berührung, die meiste Handarbeit steckt in den genähten „Wänden“ mit an gewünschter Stelle anknüpfbaren Taschen zur Aufbewahrung persönlicher Gegenstände.

Für Caramel Architekten war von Anfang an wichtig, dass die selbsttragende Raumzelle mit Schirm und Nebenräumen nicht nur im Kontext eines Notquartiers, sondern als informelle Raumbegrenzung an allen möglichen Orten zum Einsatz kommen kann (und bereits eingesetzt wird), etwa in Ateliers oder Gemeinschaftsbüros, als Spielzimmer für Kinder, eigentlich überall, wo innerhalb einer größeren räumlichen Struktur ein Rückzugsbereich gewünscht oder erforderlich ist.

Dimensionen und funktionale Möglichkeiten der Raumeinheit wurden zunächst durch Probeaufbauten im eigenen Büro getestet. Welche Proportionen sind angenehm, inwieweit funktioniert eine textile Abgrenzung als Wand, die man auch als solche respektiert? Welche Zusatzfeatures braucht es, um als Raum im Raum zu funktionieren? Auch wenn das Produkt „Schirm“ auf der semantischen Ebene vordergründig als positives Symbol lesbar ist, habe sich dieser Aspekt eher nebenbei ergeben. „Der Schirm ist ja nur ein zufälliges Element, das symbolisch auch passt“, sagen die Architekten. Im konkreten Fall erfüllt er u. a. die atmosphärisch nicht unwesentliche Aufgabe, die unangenehme Neonbeleuchtung der Büroräume „abzuschirmen“ und das Weißlicht in Warmlicht zu verwandeln.

Participation

Der Prozess ist das Produkt, und das Produkt ist nach dem Aufbau nicht vollendet. „Wir wollen nicht etwas erschaffen, das später jemand benutzen darf bzw. muss, sondern wir arbeiten an einem kooperativen Prozess unter Einbeziehung aller Beteiligten und werden somit schlussendlich selbst zu unserem eigenen Forschungsobjekt.“ In dieser ergebnisoffenen Auseinandersetzung mit einem bestehenden Gebäude und ihrem sozialen Gefüge sind der konstruktive Austausch mit den BewohnerInnen und deren ständige Einbindung in den Prozess fast genauso wichtig wie die Wirksamkeit der räumlichen Intervention selbst. Im Idealfall löst ein angestoßener Prozess Kettenreaktionen aus, regt zu weiteren Maßnahmen an, die den Alltag im Quartier ein wenig verbessern.

Die Test- und Experimentierphase im eigenen Büro wurde rasch von der Parole der Tat abgelöst: Caramel Architekten bauten in einem noch nicht belegten Raum des Heims einen Prototyp auf, die Mustereinheit wurde der versammelten Hausgemeinschaft vorgestellt. Das Modell stieß sofort auf Begeisterung, und man konnte gewissermaßen ad hoc mit der Verteilung der freiwilligen Aufgaben beginnen. An den „Bauarbeiten“ waren viele Hände beteiligt. Fachkundige „Piper Men“ stellten ihre handwerklichen Fähigkeiten im Gerüstbau unter Beweis, Näherinnen machten sich mit Begeisterung daran, die Stoffe zuzuschneiden. „Binnen kürzester Zeit hat sich der Testraum in eine Nähwerkstatt und die Nähwerkstatt in ein Aktivitätszentrum verwandelt.“ Auf einmal sei Musik im Haus zu hören gewesen, Kinder nahmen das Nähzimmer als Spielplatz in Besitz. Jede Familie oder Zimmergruppe sollte ihren Schlaf- und Wohnbereich selbst gestalten und nach den eigenen Bedürfnissen modifizieren. Die prozesshafte Anverwandlung des „Location Tool“ nach eigenen Bedürfnissen funktionierte über alle Sprachbarrieren hinweg, sogar im Männerzimmer im vierten Obergeschoss setzte sich nach kurzen Anlaufschwierigkeiten ein bemerkenswerter Gestaltungsdrang durch; der Gemeinschaftsbereich in diesem Zimmer, das sich zwölf alleinreisende Männer aus unterschiedlichen Herkunftsländern teilen, zählt mittlerweile zu den gemütlichsten im ganzen Haus.

Activity

Menschen, die auf ihre Interviews oder Asylbescheide warten, verbringen notgedrungen die meiste Zeit in ihrem Quartier. Der Tagesrhythmus ist im Wesentlichen von den Essensausgaben in der Früh, zu Mittag und am Abend bestimmt, es mangelt an Aktivitätsimpulsen und Angeboten zur Freizeitgestaltung. Anders als in „normalen“ Unterkünften dürfen die Asylsuchenden im Notquartier nicht selbst kochen, das Essen wird vom Bundesheer oder von karitativen Einrichtungen angeliefert. Der Wartezustand, das ständige Kommen und Gehen von MitbewohnerInnen und Caritas-MitarbeiterInnen erzeugen Unruhe und Stillstand zugleich, ständig ist alles im Umbruch, und doch ist ein Tag wie der andere.

Wie sich jedoch am Beispiel der Nähwerkstatt zeigt, können sinnstiftende Beschäftigungen eine Eigendynamik auslösen, die den Alltag im „Camp“ signifikant aufhellt. „Wir wünschen uns sehr, dass sich die BewohnerInnen unserer Angebote bemächtigen und sie für ihre Bedürfnisse adaptieren“, sagen die Architekten. „Wir sind nur eine begleitende Hand, um ihnen das zu ermöglichen.“ Nach kurzer Zeit haben sich im Haus auch andere kleine unbürokratische Dienstleistungen etabliert. Die Nähwerkstatt fungiert als Änderungsschneiderei für gespendete Kleidung, man kann sich die Haare schneiden lassen, in der Tiefgarage gibt es einen Musikprobe- und einen Tischtennisraum (angedacht ist auch ein kleines Hauskino). Im zweiten Obergeschoss steht ein Gemeinschafts- und Kinderspielzimmer zur Verfügung, dessen konkrete Nutzung sich in selbstregulativen Testphasen noch herauskristallisieren wird.

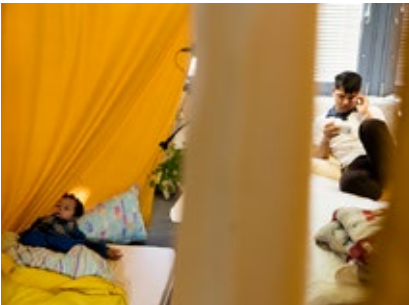
Foto: Caramel



Privacy

Gemeinschaftsräume funktionieren, wenn es auch Rückzugsbereiche und Schleusen gibt. Und je kleiner die Räume „für sich“ bemessen sind, umso wichtiger werden die Zwischenbereiche. In den Wohnbereichen zeigt sich das deutlich: An jeder der ehemaligen Bürotüren klebt eine Zimmernummer. Vor der Intervention durch Caramel Architekten stand man mitten im Schlafbereich mehrerer Familien, sobald man eine Tür öffnete. Nun gibt es zwischen den Betten zwar immer noch keine feste Abgrenzung durch Wände, aber eine vollkommen andere Zonierung des Raums mit abgestufter Intimität. Diese graduell abgestuften Privatsphären sind von einer erstaunlichen Stabilität und Verbindlichkeit, sie werden von BewohnerInnen und Gästen sofort respektiert. Wenn man nun eine der ehemaligen Bürotüren öffnet, betritt man zunächst eine Art Vorraum, in dem man vielleicht gar keine Person zu Gesicht bekommt, sich aber spontan aufgefordert fühlt, seine eigenen Schuhe zu den Schuhen der BewohnerInnen zu stellen. Man steht längst in einem Zimmer, hat aber den Eindruck, jetzt erst eine Wohnung zu betreten. In den Büros liegt überall der gleiche alte Teppichboden, aber hier im nur angedeuteten Vorraum ist er klar als Schwellenbereich zwischen draußen (dem Gang) und drinnen (dem durch Stoffbahnen abgetrennten Wohnbereich) artikuliert. Dieser halb öffentliche Übergangsraum ist umso wichtiger, als die Türen selbst zwar zugemacht, aber nicht verschlossen werden können. Die private Einheit für eine vierköpfige Familie mit zwei Schlafplätzen im Schirm und zwei Betten in durch Trennwände abgeteilten Nebenräumen ermöglicht eine variable Nutzung. Tagsüber dient dieser Bereich als Wohnraum, hier liegen auf dem Boden Decken als Teppiche ausgebreitet, und das Bett wird mit wenigen Handgriffen zur Couch umfunktioniert. Obwohl die Raumbereiche nur durch Stoffbahnen getrennt sind, bleibt die Integrität eines Schlafplatzes hinter geschlossenen Vorhängen gewahrt. Aufgrund dieser stufenweisen Rückzugsmöglichkeit ist – von akustischen Einschränkungen abgesehen – ein Nebeneinander nicht synchroner Tagesabläufe (Schlafen, Lesen, Spielen, Zusammensitzen) möglich. Man hat immer die Option, sich in einen geschützten Bereich zurückzuziehen, die Gewissheit, nicht sofort

Foto: Paul Krenzler



Die textilen Interventionen wurden innerhalb weniger Wochen bei laufendem Betrieb in Zusammenarbeit mit den 280 BewohnerInnen installiert

den Blicken ausgesetzt zu sein, wenn jemand den ehemaligen Büroraum betritt. Die an jeder Wohneinheit angebrachte provisorische Türglocke mit Namensschild steht symbolisch für die Unantastbarkeit der Intimsphäre.

Individuality

Die Privatsphäre schließt auch die Möglichkeit mit ein, die unmittelbare Alltagsumgebung individuell zu gestalten. „Muss es nicht ein Grundrecht des Individuums sein, sich seinen eigenen Ort zu wählen und diesen in der Folge auch mit sich selbst zu besetzen?“ Der gemeinschaftliche Aufbau der räumlichen Grundstruktur, die die territoriale Abgrenzung zwischen einzelnen Gruppen und innerhalb von Familien reguliert, hat das Bedürfnis verstärkt, den neu geschaffenen Raum zu individualisieren und den eigenen Erfordernissen anzupassen. Eine fünfköpfige afghanische Familie, die das Quartier am ersten Aufbau tag bezog, inzwischen aber bereits in eine dauerhafte Unterkunft übersiedelt ist, hat ihre Raumeinheit spontan liebevoll ausgestattet und geschmückt. Die weichen Wände wurden nicht nur mit den aufknöpfbaren Taschen individuell bestückt, sondern sie wurden auch sofort mit persönlichen Gegenständen, Fotos, Spielsachen personalisiert. Für den Aufbau der Grundstruktur mag eine Bauanleitung hilfreich sein, das Wesentliche funktioniert ohne Gebrauchsanweisung. Die persönlichen Markierungen eines eigenen Raums, diese improvisierten Besetzungen eines Orts „mit sich selbst“ sind erste Symptome des funktionalen Gelingens.



Foto: Paul Krenzler

Community

Die modulare Struktur mit Schirm, die in den Schlafräumen der Obergeschosse Privatsphäre schützt und Geborgenheit schafft, erfüllt in den Gemeinschaftsbereichen als verbindendes Element eine ganz andere Funktion. Essensausgabe und Speiseraum sind im Erdgeschoss des Hauses räumlich sinnvoll voneinander getrennt. Nachdem die vorgefundene Ausstattung des Speiseraums mit Heurigentischen und Bänken nicht sehr einladenden Plastikmöbeln gewichen war, schufen einige in die Tischplatten gesteckte und mit Kräutertöpfen bestückte Schirme atmosphärisch rasch Abhilfe. Die von Caramel Architekten neu installierte Bar, ein stabiles Gerüst mit textiler Verspannung und beleuchtetem Schirm (ebenfalls mit Kräutertöpfen), verwandelte die Essensausgabe in einen Begegnungsraum, in dem man sich gerne aufhält. Kurz nach dieser strukturellen Verbesserung hat sich als Ergänzung zum angelieferten Essen eine Kochinitiative gebildet. Ein Küchenchef und seine Crew bereiten seither in einer improvisierten Küche täglich nicht nur ergänzend Reis, Salate und Beilagen zu, sondern vermehrt auch – unter Einsatz wahrhaft spärlich vorhandener Eigenmittel – ganze Menüabfolgen aus den jeweiligen Heimatländern.



Die Apartments werden von den BewohnerInnen individuell adaptiert

Openness

Während es in einem überbelegten Notquartier an Privatheit mangelt, fehlen nach außen Kontaktflächen zur Stadt und zur Nachbarschaft. Um das Haus, das über keine eigenen Freiflächen verfügt, nach außen zu öffnen, entwickelten Caramel Architekten in einer weiteren Variation des Themas Gerüst und Schirm einen Schanigarten als Erweiterung des Eingangsbereichs an der Pfeiffergasse. Hier kann man an warmen Tagen beschattet im Freien sitzen, zusätzlich ist dieses Verbindungsgelenk an der Gebäudekante auch als Zeichen der Präsenz und der Sichtbarkeit der Wohngemeinschaft gedacht. An der stark befahrenen Wienzeile befindet sich ein direkt an das Gebäude angrenzender öffentlicher Grünbereich, der bisher ungenutzt war. Nach Absprache mit dem Bezirk wurde diese Restfläche nun mit Kinderspielplatz, Bepflanzungsbeeten und Sitzbänken zum Nachbarschaftsgarten aufgewertet, hier können sich Kinder und Erwachsene im unmittelbaren

Nahbereich des Hauses aufhalten und – zumindest theoretisch – mit Leuten aus der Nachbarschaft und PassantInnen in Kontakt kommen.

Unscripted Living

Die kollektive Aneignung eines Gebäudes, das eigentlich für andere Zwecke geschaffen worden ist, setzt Improvisation und Anpassungsvermögen voraus – Tugenden, die keineswegs nur aus der Not geboren sind. Die in temporären Interventionen angestoßenen Prozesse zeigen, dass ein Haus wie dieses, das ursprünglich ein Bürogebäude war, dann leer stand und nun vorübergehend von 280 Menschen bewohnt wird, ein künftiger Baustein jener „Arrival City“ sein könnte, die Doug Saunders anhand von zwanzig geschäftigen improvisierten Orten skizziert hatte. Auch wenn das physische Erscheinungsbild dieser über den Globus verstreuten Orte des Ankommens variiert, zeichnen sich darin die grundlegenden Funktionen und Netzwerke aus menschlichen Beziehungen in ähnlicher Weise ab. Die globalen Migrationsbewegungen unterstreichen die Notwendigkeit, solchen informellen Orten künftig vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken. Angesichts des rasant steigenden Bedarfs an Wohnraum wird es mittel- und langfristig auch sinnvoll sein, brachliegende Büroimmobilien als anpassungsfähige Raumreserven zu nutzen und dauerhaft in Wohn- und Arbeitsorte zu verwandeln, in denen unterschiedliche NutzerInnengruppen (Eingesessene wie Neuankömmlinge) gleichermaßen adressiert werden und in denen Architektur den dynamischen Charakter des physischen und sozialen Raums betont. Die kollektive Improvisation, die im kleinen Maßstab mit geringen Anstößen eine positive Eigendynamik entwickelt, indem sie Raum in unvorhersehbarer Weise organisiert, lässt sich auch im größeren Maßstab und in allen gesellschaftlichen Zusammenhängen aktivieren, ob es sich nun um die Minimalintervention in einem Flüchtlingsquartier oder um die Planung eines Konzern-Headquarters handelt. Für Caramel Architekten kommt es in jedem Projekt ungeachtet seiner Größenordnung darauf an, eine allgemeine Fragestellung in greifbaren Nutzungskontexten zu konkretisieren. „In jedem Projekt ist und bleibt die Antwort auf die Frage der Mensch. Immer. Hier schließt sich der Kreis, weil es letztendlich immer um Orte für Menschen geht.“ Der Schutz der Privatsphäre und die Öffnung zu einer Gemeinschaft können unterschiedliche Formen annehmen, das Entscheidende ist, eine Wahl zu haben.

Foto: Paul Kromzler



Improvisierte Sitzgelegenheit im Haus Pfeiffergasse

SOCIAL FURNITURE LIVING COOKING WORKING

„Und während sich die Utopier schon bei der ersten Berührung mit uns alle unsere nützlichen Erfindungen aneigneten, wird es dagegen lange dauern, bis wir irgendeine Einrichtung übernehmen, die bei ihnen besser ist als bei uns.“

Thomas Morus, „Utopia“, 1516



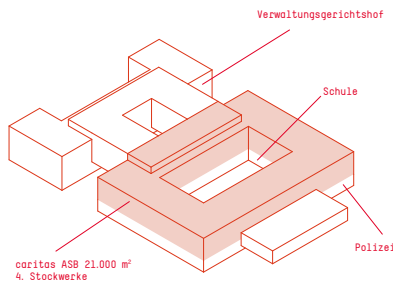
Küchenwand SF 09

Text: Elke Rauth

Fotos: Paul Kranzler

Utopia liegt in Erdberg, einer der ältesten Ansiedlungen Wiens. Hier waren die Römer zu Hause, davor die Kelten, und Grabungsfunde reichen bis in die Jungsteinzeit zurück. An der Erdbergstraße, wo lange Zeit die Endstation der U-Bahn-Linie 3 lag, gerade einmal sieben Minuten Fahrtzeit vom Zentrum entfernt, franst die Stadt aus, wird zur Zwischenstadt mit ihrer typischen Anhäufung von Verwaltungsgebäuden, Sportstätten, Brachflächen, Konzernzentralen, Wohnbauten, Logistikzentren, Verkehrsadern. Hierher kommt man nicht, um zu flanieren. Hier hat man zu tun.

In einem dieser Bauten, einem aus der Nutzung gefallenen Verwaltungsgebäude, haben EOOS seit Februar 2016 ihr temporäres Atelier aufgeschlagen. Als „Field Office“ bezeichnen die Designer ihren Arbeitsraum in den exakten Dimensionen jener Zimmer, die auch den regulären BewohnerInnen zur Verfügung stehen. Das „Haus Erdberg“ in einer ehemaligen



Zollwachschule mit rund 21.000 Quadratmetern innerhalb eines 68.000 Quadratmeter großen Gebäudekomplexes beherbergt seit September 2014 mit kurzen Unterbrechungen Flüchtlinge aus den humanitären Krisengebieten dieser Welt. Aus Afghanistan, Nigeria, Syrien, Somalia und dem Irak stammen die meisten Menschen. Insgesamt finden sich rund vierzig Nationalitäten unter diesem Dach, angespült von den Wirrnissen dieser Welt, auf unbestimmte Zeit gestrandet auf dieser abgeschlossenen Insel, ihrem Utopia. Der kleinste gemeinsame Nenner: der Wunsch nach einem Leben ohne Not, einem Dasein in Sicherheit, Frieden und Freiheit.

Betrieben von den NGOs Caritas und Arbeiter-Samariter-Bund wird der Komplex nun von einem Übergangsquartier in eine Grundversorgungseinrichtung für Familien transformiert. Krise und Blaulicht sollen einer Alltagsnormalität weichen, die das Ankommen in der neuen Heimat unterstützt. Das schafft Veränderungsbedarf in der sozialen wie der räumlichen Struktur des Hauses, dem sich EOOS in vielfältigen Ausformungen seit November 2015 widmen.

„Anfangs ging es für uns darum, grundsätzlich zu erläutern, warum es uns als Designer in diesem Kontext überhaupt braucht. In einer akuten Krisensituation herrscht viel Blaulichtmentalität, und auch erfahrene Betreuungsorganisationen sind meist bis über beide Ohren mit unmittelbaren Anforderungen eingedeckt, die vor allem pragmatisch sind und wenig schöngestig. Die Umwandlung der Notquartiere in Asylquartiere schafft aber eine neue Situation: Der Alltag benötigt andere Strukturen und Angebote, um einen längeren Verbleib möglich zu machen.“

Dabei stellen sich in den neu geschaffenen Versorgungseinrichtungen wie dem „Haus Erdberg“ immer wieder ähnliche Fragen: Viele Asylquartiere finden temporär Platz in leer stehenden, für das Wohnen meist wenig geeigneten Bürogebäuden, die entweder aufgrund von Überalterung oder einfach aufgrund des massiven Überangebots an Büroimmobilien – eine der zahlreichen spekulativen Verwerfungen in Städten weltweit – zu Ladenhütern am Markt geworden sind. Während nämlich die Versorgung mit leistbarem Wohnraum in den wachsenden Städten immer mehr unter Druck gerät, herrscht am Büroimmobilienmarkt vielfach gähnende Leere: In Wien standen 2015 laut ExpertInnenschätzung über 700.000 Quadratmeter Bürofläche leer. Ein gigantisches Potenzial nicht nur für die Unterbringung von Flüchtlingen. In der Umnutzung von Büroflächen zu Wohnraum sehen viele ArchitektInnen und StadtplanerInnen daher eine echte Chance, der Wohnungskrise Paroli zu bieten. Doch die Sache ist nicht ganz einfach: Bauweise, Gebäudetiefe, Raumprogramm, Normen und Gesetzgebungen machen die vermeintlich logische Nachnutzung zu einem Feld voller Tücken.

Kein Wunder also, dass Architektur-Biennale-Kommissarin Elke Delugan-Meissl das generelle „Nachdenken über Leerstände und temporäre Nutzungen“ ebenso zu einer übergeordneten Aufgabenstellung für ihr Programm „Orte für Menschen“ erklärt hat wie das „Entwickeln von Formen des Miteinanderlebens“. Denn so wie viele andere Aspekte rückt die aktuelle Flüchtlingssituation auch längst fällige räumliche Fragestellungen ins Rampenlicht: Fragen von Verteilungsgerechtigkeit im urbanen Raum, von Leistbarkeit, von Nachhaltigkeit und damit von urbaner Resilienz, also der Widerstandsfähigkeit von Städten und Nachbarschaften gegenüber Krisen – seien sie sozialer, ökonomischer oder ökologischer Natur.

Als „Social Furniture“ bezeichnen EOOS, die seit über zwanzig Jahren tätigen und mit zahlreichen Preisen ausgezeichneten Aushängeschilder des österreichischen Design, ihre Interventionen für das „Haus Erdberg“. Ihr mit „Living, Cooking, Working“ unertitelter Biennale-Beitrag berührt zentrale Felder des Lebens in den Quartieren und erprobt zugleich gesellschaftliche Alternativen: „Living“ umfasst die Schaffung von Raumqualität, Orientierung, Sicherheit und Möglichkeiten der Selbstorganisation; „Cooking“

Foto: Elfie Semotan



Harald Gründl, Martin Bergmann und Gernot Bohmann

begreift das Kochen als integratives, kommunikatives und strukturierendes Element im Alltag, die Küche als Insel der Kontrolle über das eigene Leben ebenso wie als Ort des Gemeinsamen; „Working“ widmet sich dem Schlüsselthema Arbeit, analysiert vorhandene Ressourcen und schafft Raum für Tun und Teilen im Rahmen einer geldlosen Gemeinwohlökonomie.

Der Beitrag von EOOS zur Architektur-Biennale materialisiert sich in einem Katalog einfacher Do-it-yourself-Möbel, die für das „Haus Erdberg“ in einer eigens eingerichteten Werkstatt mit den Bewohnern gebaut werden. Die umfassenden Bauanleitungen werden von den Designern zur nichtkommerziellen Nutzung als „Creative Commons“ veröffentlicht, um die kostengünstigen und flexiblen Möbel für den Einsatz in vielfältigen Kontexten zur Verfügung zu stellen.

Weit über den Anlassfall hinaus dient der vielschichtige Beitrag von EOOS zur Architektur-Biennale auch als Labor, um mögliche Lösungsansätze für die anstehenden gesellschaftlichen Herausforderungen zu erkunden und daraus tragfähige Modelle für ein nachhaltiges Leben zu entwickeln. Die brennenden Fragen eröffnen auch Möglichkeitsfenster für Innovation, mit Architektur und Design als zentralen Disziplinen in der Gestaltung einer gesellschaftlichen Transformation. Das erklärte Ziel: ein gutes Leben für alle.

Living

§ 3. (1) Die Grundversorgung umfasst:

1. Unterbringung in geeigneten Unterkünften unter Achtung der Menschenwürde und unter Beachtung der Familieneinheit [...].
2. Versorgung mit angemessener Verpflegung.
3. Gewährung eines monatlichen Taschengeldes für Personen in organisierten Unterkünften und für unbegleitete minderjährige Fremde [...].

Auszug aus dem „Wiener Grundversorgungsgesetz“, Fassung 11.4.2016

Das ursprünglich als kurzfristiges Übergangsquartier für Flüchtlinge zur Entlastung der Asylerrstaufnahmestelle im rund 35 Kilometer entfernten Traiskirchen eingerichtete „Haus Erdberg“ hat die Stadt Wien Anfang Dezember 2015 von der Bundesverwaltung zur langfristigen Nutzung übernommen. Fast wie Ironie mutet es an, dass just ein ehemaliges Haus der Zollwache zur Unterkunft für Asylsuchende wird, dessen angestammte Funktion durch die Grenzöffnungen im vereinten Europa obsolet geworden war, während gleichzeitig wieder Zäune an den Grenzen errichtet werden.



Eingang zu dem 56,000 m² großen Gebäudekomplex in der Erdbergstraße

Die Zusammensetzung der NutzerInnen in diesem Gebäudekomplex aus den 1980er-Jahren ist heterogen und erscheint fast wie ein Plot im absurden Theater: Über eine gemeinsame hofartige Erschließungssituation sind in unmittelbarer räumlicher Nähe nicht nur rund sechshundert Menschen in Grundversorgung, sondern auch die Ausweichquartiere zweier Gymnasien sowie Trainingsräume der Polizei untergebracht. Exakt gegenüber des Eingangs befindet sich das Entree zum ebenfalls im Komplex residierenden Bundesverwaltungsgericht und damit zu jener Institution, in deren Aufgabenbereich seit Jänner 2014 die Entscheidung über Asylanträge fällt. Diese Mischung durch Lenkung der NutzerInnenströme für alle Gruppen friktionsfreier zu gestalten ist eine der Designaufgaben, die sich EOOS im laufenden Projekt gestellt haben.

„Poetische Analyse“ nennen EOOS ihre ureigene Arbeitsweise, mit der sie tief ins Gewebe komplexer Fragestellungen vordringen: Am Beginn jedes Projekts steht eine umfangreiche Auseinandersetzung, die

weit über die Betrachtung der aktuellen Situation hinausreicht. EOOS beschäftigen sich immer auch mit dem Freilegen von Wurzeln in der Vergangenheit, machen sich auf die Suche nach intuitiven Bildern, nach Mythen und Ritualen, die dem menschlichen Verhalten eingeschrieben sind und nach wie vor dazu dienen, soziale Prozesse zu organisieren.



Leitsystem Prototyp SF 17

Im Projekt „Haus Erdberg“ drängte sich für EOOS im Strom der Assoziationen die Insel Utopia auf, die im 1516 erschienenen philosophischen Roman des englischen Staatsmannes und Humanisten Thomas Morus zum Ort einer „idealen“ Gesellschaft wird. Der vor genau fünfhundert Jahren in lateinischer Sprache verfasste Gesellschaftsentwurf mit dem Titel „De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia“ gilt als erste Sozialutopie und beschreibt ein auf rationalen Grundsätzen fußendes Staatsgefüge mit demokratischen Zügen. So einflussreich war das Werk, dass bis heute positive, in die Zukunft gerichtete gesellschaftliche Ideenwelten als Utopien bezeichnet werden. In Utopia selbst bilden die Gleichheit der Bürger, die gerechte Verteilung von Arbeit, das Streben nach Bildung und die Abschaffung von Privatbesitz die Säulen des fiktiven Staates. Der Originalholzstich der ersten Ausgabe von 1516 zeigt ein weitgehend abgeschottetes Inselreich, meerrumwagt und nur vom Schiff aus erreichbar. Die Insel versorgt sich selbst mit allem Notwendigen, denn jede/r Utopierin ist zur Gemeinwohlarbeit in Stadt und Land verpflichtet. Eine leichte Überproduktion schafft Möglichkeiten für die wenigen notwendigen Handelskontakte, Geld als Tauschmittel ist abgeschafft. Was man zum Leben braucht – Kleidung, Wohnung, Nahrungsmittel –, steht, reduziert auf das tatsächlich Notwendige, allen gleichermaßen zur Verfügung.

Auch wenn die Isolation im „Haus Erdberg“ von den Bewohnern nicht selbstgewählt ist, sondern eher dem Willen der Aufnahmegesellschaft entspricht, drängen sich für EOOS doch einige Analogien mit „Utopia“ auf: Die Hoffnung auf ein von existenziellen Ängsten befreites Leben, das Fehlen von Geld als Transaktionsmittel, das Streben nach Bildung, die Reduktion auf das absolut Notwendige und die Idee der Selbstversorgung sind Teil der Situation in der Asylunterkunft und bieten Inspiration für das Nachdenken über mögliche Interventionen im Haus – und darüber hinaus.

„Was wir hier tun, ist, an gesellschaftlichen Alternativen zu forschen und mit Möglichkeiten einer anderen Gesellschaft zu experimentieren. Letztendlich geht es uns darum, an Utopien zu arbeiten, die eine kollektive Veränderung bewirken.“



Aufgrund der Feuermelder und unzureichender elektrischer Kapazitäten ist Selbstversorgung in den Zimmern verboten.

Die Arbeit von EOOS findet dabei auch Bezüge im Designdenken von Victor Papanek, der bereits 1971 in seinem Werk „Design for the Real World. Human Ecology and Social Change“ dazu aufrief, Design zum „innovativen, kreativen und interdisziplinären Instrument“ werden zu lassen, das „den wahren Bedürfnissen der Menschen gerecht wird“. Design als Werkzeug zur Weltverbesserung, insbesondere für gesellschaftlich marginalisierte Menschen, und als Motor für gesellschaftlichen Wandel. Trotz des hohen Anspruchs an die Gestaltung geht es – ganz Papanek – im Kern nicht um die „schöne Form“, sondern um die Wirkung. Eine Designhaltung, die in den letzten Jahren zahlreiche neue Tätigkeitsfelder eröffnet hat.

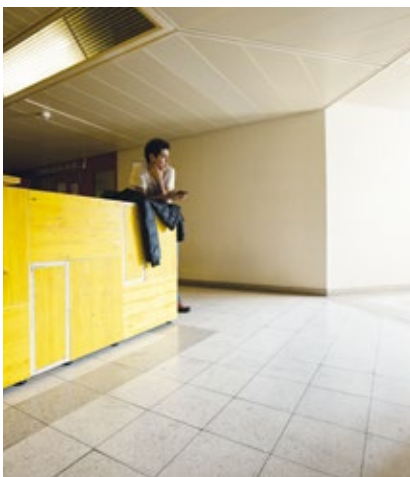
In diesem Geist entwickeln EOOS seit 2011 gemeinsam mit dem Schweizer Wasserforschungsinstitut Eawag der ETH Zürich für die „Reinvent the Toilet“-Challenge der Bill & Melinda Gates Foundation die „Blue Diversion Toilet“. Die Aufgabe: eine neuartige Toilette für die 2,6 Milliarden Menschen in den wachsenden informellen Siedlungen weltweit, die keinen Zugang zu sicheren sanitären Einrichtungen besitzen. Die „Blue Diversion Toilet“ ist eine Trockentrenntoilette mit einer hochtechnologischen und dennoch wartungsarmen Wasch- und Spülwasseraufbereitung. Sie funktioniert unabhängig von Wasserleitung, Kanalisation oder Elektrizität und schafft Arbeit durch die Rückgewinnung der Rohstoffe zur Erzeugung von Düngemitteln. Dabei sieht die „Blue Diversion Toilet“ so gut aus, dass

sie auch für das schicke Wochenendhaus in der Wildnis funktioniert und mit einem Sonderpreis für herausragendes Design ausgezeichnet wurde.

Im „Haus Erdberg“ liegt die räumliche Herausforderung für EOOS in erster Linie in der Schaffung von Gemeinschaftsflächen. Denn während die Zimmertypologie der ehemaligen Zollwachs Schule aus Zweibettzimmern mit Kasten, Dusche und Waschbecken auf jeweils 27 Quadratmetern besteht und damit vergleichsweise gute Voraussetzungen auch für längerfristige Aufenthalte bietet, mangelt es massiv an Begegnungsräumen, Kochmöglichkeiten und nutzbaren Außenflächen. Rund 130 bis 170 Menschen halten sich pro Geschoss auf, das aufgrund von Brandabschnitten und Fluchtwegen nicht streng zониert werden kann, rund 35 Prozent des Gebäudes bilden innen liegende fensterlose Erschließungsbereiche. Zur Schaffung von Aufenthaltsqualität in den vorhandenen Raumreserven, ohne bauliche Eingriffe in die Struktur des Hauses vorzunehmen, haben EOOS einen Katalog strategischen Mobiliars entwickelt: Ihre „Social Furniture“ besteht aus variabel einsetzbaren und mobilen Möblierungen, die Räume für Begegnung und Kommunikation entstehen lassen. Über ein alternatives Erschließungskonzept kreieren die Designer zusammenhängende Zonen mit den neu geschaffenen Koch- und Aufenthaltsbereichen als Zentrum. Darüber hinaus lancieren EOOS spielerische Angebote durch kleinteilige Interventionen wie etwa Sitztreppen in den Gängen, wo im Boden eingelassene Schachfelder zur Nutzung einladen.



Zusätzlich werden Maßnahmen getroffen, um das Sicherheitsgefühl im Gebäude für die einzelnen Bewohner zu erhöhen. Schließlich sollen zukünftig Familien mit Kindern in die Unterkunft einziehen, das bedarf eines Schließsystems, um private Bereiche zu schützen, und eines Leitsystems, um die Orientierung im Gebäude zu erleichtern. Die Grundlage dieses neuen Leitsystems bildet das vom Wiener Büro Bauer in Kooperation mit dem Roten Kreuz und der Caritas entwickelte „First Aid Kit – Icon based Communication for Refugees“, ein sprachunabhängiges, iconbasiertes Informationssystem für Erstunterkünfte, das als „Creative Commons“ zur Verfügung steht. Adaptiert für die spezifischen Anforderungen im „Haus Erdberg“ durch die Grafikdesigner von „grafisches Büro“ werden die Piktogramme auf leuchtend grünem Papier in druckerfreundlichem A4-Format auf sonnengelben Schalungsplatten platziert. Das schafft nicht nur hohe Aufmerksamkeit für wichtige Informationen, sondern auch eine freundliche Atmosphäre in den eher düsteren Räumen des Verwaltungsgebäudes.



Ganz im Sinne eines Designs, das sich als sozialer Prozess versteht, erfasst die Analyse von EOOS alle im Haus und in seiner Nachbarschaft vorhandenen Ressourcen, die in die Entwicklung von Handlungsalternativen einfließen können: Raum und Zeit ebenso wie Fähigkeiten und Wissen von Bewohnern, Betreuungsorganisationen, freiwilligen Helferinnen und Nachbarschaften. Gleichzeitig wurden zahlreiche Ressourcen gebildet – Wissen von außen hereingeholt, Material- und Warenspenden organisiert –, um das gemeinsame Werk Wirklichkeit werden zu lassen.

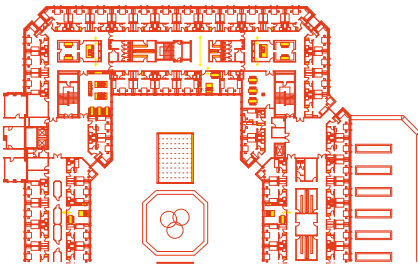
Grundsätzlich besitzt ein Haus in dieser Größe auch sehr positive Aspekte, davon sind wir zu hundert Prozent überzeugt. Die Größe erlaubt ein komplexeres „Betriebssystem“, es sind mehr Menschen involviert, und es können mehr Angebote geschaffen werden – das erhöht die Resilienz.

Eines dieser Angebote stellt die eigens eingerichtete Werkstatt im „Haus Erdberg“ dar. Zwei Mann-Frau-Teams betreuen abwechselnd diese Möbelwerkstatt und bauen gemeinsam mit rund sechzig Bewohnern die von EOOS entworfenen „Do-it-yourself-Möbel“. Inspiriert von Enzo Mari, einem die Herstellung der Möbel mit möglichst einfachen Werkzeugen realisiert werden kann. Unmittelbar lässt die eigentlich so naheliegende und trotzdem weitgehend unbekannte Idee der gemeinsamen Werkstatt in Flüchtlingsunterkünften an den Soziologen Richard Sennett denken: Hand und Kopf, Körper und Geist, physische

Neu errichteter Caritas Empfangsbereich mit Möbel SF 16

„Beim Essen feiere ich meine Existenz.“

Peter Kubelka



und soziale Welt wirken zusammen. Auch in der holistischen Designhaltung von EOOS fungiert die Werkstatt als Ort, um alternative Praktiken und Perspektiven zu entwickeln, als Prozess des sozialen Miteinanders und des langsamen Ankommens in der Fremde. Frei nach Sennett: Man muss sich nicht kennen, um gemeinsam Gutes zu schaffen.

Cooking

Eine der zentralen Anforderungen in Flüchtlingsunterkünften ist die Herstellung von Möglichkeiten zur Selbstversorgung. Fast immer ist der Wunsch nach einer Kochmöglichkeit vonseiten der BewohnerInnen groß, fast immer fehlt in den Gebäuden eine geeignete Kücheninfrastruktur, müssen die räumlichen Voraussetzungen erst geschaffen werden. Rund 50.000 Portionen Frühstück, Mittag- und Abendessen werden im „Haus Erdberg“ jeden Monat ausgegeben, und Betreuungsorganisationen wie Bewohner fiebern gleichermaßen der Inbetriebnahme einer Kücheninfrastruktur entgegen. Spätestens mit der Ankunft von Familien ab Sommer 2016 soll das Haus auf Selbstversorgung umgestellt werden. 5,60 Euro stehen laut Gesetz pro Person und Tag für SelbstversorgerInnen zur Verfügung.

Als „Inseln der Selbstwirksamkeit“ bezeichnen EOOS ihr modulares Küchenprogramm für die Grundversorgungseinrichtung, denn „Kochen“ beinhaltet weit mehr als die reine Zubereitung von Nahrung: Essen ist ein Stück innerer und äußerer Heimat, sich gemeinsam an einen Tisch setzen schafft Nähe und Beziehung. Selbst kochen zu können bedeutet Beschäftigung und ein kleines Stück Kontrolle über das eigene Leben inmitten des Stroms von Ungewissheiten, dem asylsuchende Menschen tagtäglich ausgesetzt sind.

Bereits bei der Entwicklung der 2008 lancierten „Küchenwerkstatt b2“ für bulthaupt, die im Design Labor des Museums für angewandte Kunst in Wien zu besichtigen ist, haben sich EOOS intensiv mit dem Thema Kochen auseinandergesetzt. Im Zentrum der vielfach ausgezeichneten „Küchenwerkstatt b2“ steht ein zweitüriger Schrank, der aufgeklappt wie ein Kuchentriptychon wirkt und wohlgeordnet Raum für alle notwendigen Kochutensilien, Küchenwerkzeuge und das Geschirr enthält. Die Werkstattküche ist ein typisches Beispiel für die Arbeiten von EOOS, in denen es immer auch um eine Rückführung auf das Wesentliche, um das Freilegen von Funktion und Nutzung geht. Drei Jahre dauerten Recherche und Entwicklung der modularen „b2“, die aus einfachen mobilen Elementen besteht: aus einem Küchenwerkzeugschrank, einer Küchenwerkbank mit Herdplatte und Spülbecken und einem Geräteschrank für Kühlschrank, Geschirrspüler und Backrohr. Übersicht, Ordnung und Funktionalität sind Begriffe, die man mit der Werkstattküche in Verbindung bringt – und Toleranz, denn die Designobjekte von EOOS wollen ihren UserInnen keine strikte Nutzung vorgeben; eher sprechen sie eine Einladung zur spielerischen Aneignung aus.



Erstes Kochevent in der neu eingerichteten Gemeinschaftsküche mit Elementen aus dem Katalog „Social Furniture“ von EOOS im Haus Erdberg

Gleich mehrere Erfahrungen aus der Entwicklung der „b2“ fließen jetzt in die Schaffung der Kücheninfrastrukturen für Asylunterkünfte im Rahmen der Architektur-Biennale ein. Mit der Mobilität und der Flexibilität ihrer Designs reagieren EOOS auf die oftmals zeitlich begrenzte Unterbringung von Schutzsuchenden in Übergangsobjekten, die bisher die Schaffung von Kochmöglichkeiten aus Zeit- und Kostengründen verhindert hat. Auch die Größe der Häuser variiert stark und verlangt nach Anpassung und Adaptierung. Die Ausführung der Küche als tatsächlicher Werkraum bedeutet wiederum nicht nur eine Reduktion auf das Wesentliche, sondern auch eine Befreiung von kulturellen Konnotationen – ein wichtiger Faktor in den Quartieren, in denen meist Menschen aus vielen unterschiedlichen Ländern unter einem Dach leben müssen.



Mobiles Element SF 11 für die Zimmer zur Unterstützung der Selbstversorgung



Hoher Tisch SF 02 und Hocker SF 05, die in der Küche zur Vorbereitung und zum Genuss der Mahlzeiten eingesetzt werden

Inspiration für die konkreten Designs im anlässlich der Architektur-Biennale auch als Publikation erscheinenden „Social Furniture“-Katalog haben EOOS u. a. in den Büchern von James Hennessey und Victor Papanek gefunden, die in den 1970er-Jahren mit „Nomadic Furniture I + II“ zerlegbare Do-it-yourself-Möbel für einen nachhaltigen und mobilen Lebensstil entworfen hatten. Wie in vielen Projekten fokussieren EOOS auch im „Haus Erdberg“ außer auf die punktgenaue Analyse des konkreten Bedarfs vor Ort auf die Reproduzierbarkeit der Maßnahmen und ihre Anwendbarkeit in unterschiedlichen Kontexten.

„Es geht uns auch um eine Skalierbarkeit der Möbeldesigns. Wir wollen mit ‚Social Furniture‘ einen Standard herstellen – zur Inspiration und zur Verwendung in weiteren Projekten und Kontexten.“

Dabei sind die Küchenmöbel aus den ein mal drei Meter großen sonnen gelben Schalungsplatten allesamt auf kollektiven Gebrauch ausgelegt. Die kleinste Einheit der Küchenwerkbank mit zwei Herdplatten ist für die Versorgung von zwanzig Personen ausgerichtet und findet im „Haus Erdberg“ in einem Standardzimmer auf 27 Quadratmetern Platz, die größte Einheit wird durch mehrere hintereinandergeschaltete Module zur Bespielung von zwei Gemeinschaftsküchen für Veranstaltungen gebildet. Als frei stehender Arbeitstisch ist die Küchenwerkbank wie eine Kochinsel angelegt, es kann rundherum gewerkt werden – allein das bringt Menschen in Kommunikation. Kochen als integratives Element – ein neues Modell für Asylunterkünfte, für das die Betreiber große Offenheit zeigen.

Wie in einer klassischen Werkstatt schaffen Werkzeugwände Ordnung in jeder Kücheneinheit und dienen zur Aufbewahrung von gemeinschaftlich genutzten Küchenutensilien. Große Töpfe und spezielle Formen sollen als Add-ons zur individuellen Normausstattung, die den Bewohnern im Gegenwert von jeweils zehn Euro zusteht, Möglichkeiten für spezielle Speisezubereitungen oder für das gemeinschaftliche Kochen schaffen. Einfache bauliche Maßnahmen wie das Einsetzen einer transparenten Glaswand stellen Verbindungen zwischen Küche, Mittelzone und Gang her. Durch das Zusammenschalten der Flächen entsteht so auf jeder Etage gemeinschaftlicher Raum mit der Küche als Zentrum, was Möglichkeiten zur sozialen Interaktion erzeugt.

Insgesamt werden im „Haus Erdberg“ zwölf solcher Küchen in der hauseigenen Werkstatt komplett neu gebaut, weitere 18 Küchen werden durch Adaptierungen bereits bestehender Teeküchen gewonnen. Dazu kommt je eine große Kücheneinheit pro Betreuungsorganisation, um gemeinsame Veranstaltungen und Feiern für die Bewohner im Haus möglich zu machen. Zum Mobiliar für das Kochen gesellen sich Tische, Bänke und Hocker für das Essen, die ebenfalls aus dem freundlichen sonnen gelben Ausgangsmaterial gebaut werden. Sämtliche Elemente im Raum sind leicht verschiebbar, um vielfältige Nutzungen möglich zu machen. Die Gemeinschaftsküche als Multifunktionsraum – eine Lösung für die meist spärlichen Ressourcen an Gemeinschaftsflächen in den Unterkünften.

Alle Möbelentwürfe gründen auf wenigen Typologien, die flexibel anwendbar sind und je nach Bedarf zusammengeschaltet werden können. Für die Tische und die Werkbänke sind das eine Arbeitsplatte und zwei Bauformen für die Fußdetails – je nach Einsatzgebiet eine einfache, leichte und eine doppelte, schwere Ausführung. Für die Höhe der Tische gibt es ebenfalls zwei Varianten: Computer- und Arbeitstische sind so gestaltet, dass eine Nutzung sowohl im Sitzen als auch im Stehen möglich wird. Tische zum Essen sind niedriger und laden dazu ein, Platz zu nehmen. Auch die Wandtypologien sind wandelbar und dienen als Werkzeugdepot für die Möbelbauwerkstatt und die Küchen ebenso wie als farbiges Leitsystem und Infobrett zur Orientierung. Die einfachen, aber mit hohem ästhetischem Anspruch gestalteten Entwürfe spiegeln auf anschauliche Weise die Arbeitsfelder von EOOS zwischen Erforschung und Entwicklung von Prototypen

in der eigenen Werkstatt und serieller Fertigung der Möbelentwürfe wider.



Bei EOOS findet eine sehr intensive Auseinandersetzung mit sehr einfachen Möbeln statt. Denn es braucht viel Arbeit, damit solche Möbel nicht banal werden, sondern eine gestalterische Qualität erhalten und trotzdem im Spirit von DIY funktionieren.

Das zeigt sich auch beim Kühlschrankmöbel, mit dem jedes Zimmer individuell ausgestattet wird. Wer kochen will, benötigt auch Raum, um Lebensmittel aufzubewahren. Statt einfach nur einen Kühlschrank in jeden Raum zu stellen, wie das normalerweise geschieht, haben EOOS einen kleinen Vorratskasten auf Rollen entwickelt, der neben dem Kühlschrank auch herausnehmbare Lebensmittelkisten beherbergt. Wer kochen gehen will, schnappt sich die Kistchen und marschiert damit in die Küche. Da das Kühlschrankmöbel mobil ist, kann es leicht aus dem Zimmer gerollt werden und zusammen mit anderen eine Theke mit Kühlung für Feiern ergeben. Dreihundert Stück davon werden in der hauseigenen Werkstatt produziert.



DIY wird in der „Social Furniture“ von EOOS zur Metapher dafür, Dinge selbst in die Hand zu nehmen, sich selbst zu ermächtigen – durch das Bauen der Möbel in der Werkstatt ebenso wie durch die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten und die Offenheit, welche die Designs ihren NutzerInnen bieten. Bei aller Einfachheit verweisen zahlreiche Details auf das akribische Durchdenken möglicher Alltagsnutzungen und damit auf die Qualität, die in Funktion und Gestalt der Entwürfe steckt. Das alles schaffen EOOS innerhalb der enorm engen Budgets, die für die Ausstattung von Flüchtlingsquartieren zur Verfügung stehen. Bei einer vorgegebenen Benchmark, die in der untersten Kategorie für schwedische Billigmöbel angesiedelt ist, entstehen so Möbel, die gestalterische Qualität besitzen, reparierbar und umnutzbar sind. Sie stellen einen nachhaltigen Mehrwert dar, denn man kann sie auseinanderbauen, leicht transportieren, bemalen und neu verwenden. Darüber hinaus stammen die Materialien aus heimischen Betrieben, was die lokale Wirtschaft belebt. Von Krisenherd weit und breit keine Spur.

Working

Arbeit ist eines der Schlüsselthemen in Fragen der Inklusion von Flüchtlingen. Als bestimmender Faktor für soziale Sicherheit und gesellschaftliche Anerkennung kommt ihr ein hoher Stellenwert in der Gestaltung eines gelungenen Lebens zu. Für Menschen in Grundversorgungsunterkünften, die per Gesetz zwar nicht länger als sechs Monate, in der Praxis aber oftmals bis zu mehreren Jahren auf ihren Asylbescheid warten müssen, bedeutet Arbeit vor allem Beschäftigung und Ablenkung, um der Monotonie des Alltags zu entfliehen. Daneben kann durch die Erledigung anfallender Arbeiten in organisierten Quartieren wie dem „Haus Erdberg“ ein klein wenig Geld zum knappen Taschengeld von vierzig Euro dazuverdient werden: pro Monat maximal einhundert Euro „Remuneration“ für 25 Stunden Gemeinwohlarbeit in der Unterkunft. Betreuungsorganisationen wie die Caritas bieten daher an, notwendige Dienstleistungen, die ansonsten extern vergeben werden müssten, auf freiwilliger Basis an die Bewohner im Haus abzugeben. Eine willkommene Möglichkeit der Beschäftigung, die in der österreichischen Asylgesetzgebung anders als in der deutschen Gesetzeslage glücklicherweise verankert ist.



Komponenten des Tisches SF 02

Die Schaffung von Arbeit innerhalb der Asylquartiere bildet auch eines der drei zentralen Felder, mit denen sich EOOS auseinandergesetzt haben. Die Einrichtung der Möbelwerkstatt im März 2016, um mit den Bewohnern die benötigte Infrastruktur selbst zu bauen, stellt einen Teil der Überlegungen dar: Statt das vorhandene Budget in billige Pressspanmöbel mit kurzer Lebensdauer zu investieren, werden hochwertigere Ausgangsmaterialien lokal erworben und die Möbel gemeinsam mit den Bewohnern der Unterkünfte selbst hergestellt. Dabei sind allein

„So leicht könnte man beschaffen, was man zum Leben braucht, wenn nicht jenes herrliche Geld, ganz offenbar dazu erfunden, den Zugang zum Lebensunterhalt zu erschließen, allein es wäre, das ihn uns verschließt. [...] Ja, die Armut selbst, der einzige Zustand, wie es scheint, in dem Geld gebraucht wird, würde augenblicklich abnehmen, wenn man das Geld überall völlig abschaffte.“

Thomas Morus, „Utopia“, 1516

die verarbeiteten Materialmengen beeindruckend: Geschätzte 68 Meter hoch würde sich der Turm aus den gelben Schalungplatten, die das Ausgangsmaterial für die Möbeldesigns bilden, aufstapeln, bis alle Module gefertigt sind. Allein für die dreihundert Kühlschrankschrankmöbel, mit denen jede Wohneinheit ausgestattet wird, das Orientierungssystem und die fast sechshundert Tafeln für die Zimmernummerierung wurden zehn Tonnen Material verarbeitet. Die Kostendifferenz zwischen Billigkauf und Selbstbau ermöglicht im „Haus Erdberg“ die Finanzierung von zwei jeweils mit einem Mann und einer Frau besetzten Werkstattteams sowie die bezahlte Beschäftigung von sechzig Menschen aus dem Haus. Wahrscheinlich noch viel wichtiger ist aber die dadurch entstehende Beziehungsarbeit – gemeinsames Arbeiten schafft soziales Miteinander, gegenseitige Wertschätzung, niederschwelliges Kennenlernen und Möglichkeiten des Spracherwerbs. Die von EOOS entworfenen Do-it-yourself-Möbel werden so zum Do-it-together-Werkzeug eines ersten Ankommens, in dem sich die Bedeutung von Arbeit in allen Facetten manifestiert.

Dabei die Beschäftigung von derzeit sechzig involvierten Bewohner nur ein erster Schritt, denn als Ziel soll möglichst vielen Menschen die Möglichkeit eröffnet werden, ihre Zeit in den Übergangsquartieren sinnvoll zu gestalten. Über dem gesamten Projekt von EOOS schwebt als Leitgedanke der Versuch, mit den Dingen anders umzugehen, experimentell neue Lösungen zu finden und Alternativen vorzuschlagen. Thomas Morus' Utopie einer geldlosen Gesellschaft dient auch als Ausgangspunkt, um über Tauschsysteme und Gemeinwohlökonomien für die Quartiere nachzudenken.

Das Aufspüren von Ressourcen ist ein wichtiger Teil unserer Arbeit – herauszufinden, was im Haus alles vorhanden ist, indem wir den Bewohnern signalisieren: Sagt uns, was ihr könnt, sagt uns, wobei ihr mitmachen wollt.

In allen Grundversorgungsquartieren bilden sich meist schnell Formen informeller Arbeit, mit denen die Menschen im Haus versuchen, tätig zu werden: Friseure bieten ihre Dienste an, Handwerker helfen mit, die Unterkünfte in Schuss zu halten, Übersetzer halten die Kommunikation im Fluss, Musiker sorgen für Unterhaltung. Um diesen Tätigkeiten Raum zu geben und sie für alle sichtbar zu machen, planen EOOS das Anlegen von Shopsystemen durch kleinteilige räumliche Interventionen wie das Durchbrechen von Wänden und das Einsetzen von Schau-fenstern sowie die Möblierung mit Verkaufstisch und Regalwand. Die Shopidee verfolgt die Schaffung eines informellen, geldlosen Markt-systems – für Dienstleistungen, aber auch für Waren von außerhalb.

Inspiration lieferte die informelle Siedlung im „Torre David“, einem 45 Stockwerke hohen Büroturm des Stararchitekten Enrique Gómez in Caracas, der aufgrund der Wirtschaftskrise in Venezuela knapp vor seiner Fertigstellung im Jahr 1994 zur Bauruine geworden war. In Folge wurde das Gebäude informell von über 750 Familien besiedelt, die neben Wohninfrastruktur und Freizeitflächen auch Geschäfte des täglichen Bedarfs installierten. Der „Urban-ThinkTank“ an der ETH Zürich hatte ein Jahr lang in einer ausgedehnten Feldforschung die räumliche und soziale Organisation der informellen SiedlerInnen erforscht; die Erkenntnisse über alternative Nutzungen und nachhaltige Interventionen wurden 2012 auf der Architektur-Biennale in Venedig präsentiert und in der Publikation „Torre David. Informal Vertical Communities“ festgehalten. 2014 wurde der Büroturm an chinesische Investoren verkauft und von der Polizei nach rund zehn Jahren alternativer Nutzung geräumt.

Für das „Haus Erdberg“ bleibt vom „Torre David“ die Idee der Schaffung von Räumen für informelle Gemeinwohlökonomien und Orten der Produktion, die das Leben im Haus bereichern und sinnvolle Betätigung erlauben. Ein Backofen könnte etwa die Erzeugung von Brot möglich



In einem ungenutzten Teil des Gebäudes wurde ein Friseursalon eingerichtet.

machen, Workshops mit externen ExpertInnen die Wissenspalette erweitern. Die Idee einer Food-Coop und damit der Möglichkeit eines gemeinsamen Großeinkaufs und der kostengünstigen Weitergabe von Lebensmitteln ohne Gewinnabsicht, wie sie in vielen Städten zahlreich praktiziert wird, könnte ein weiteres Element bilden, um mit den knappen SelbstversorgerInnenbudgets ein besseres Auskommen zu finden.

Um diese Formen der Selbstorganisation im Rahmen der Gesetze möglich zu machen, experimentieren EOOS mit der Einführung einer geldlosen Tauschwährung, für die gemeinsam mit einem großen Technologiekonzern eine digitale Plattform entwickelt wird. Auch hier wird die Skalierbarkeit der Anwendung von Anfang an mitgedacht und auf vorhandene Ressourcen wie etwa Smartphones zurückgegriffen. Das System für die lokale Währung soll sowohl das Tauschen von Dienstleistungen oder Waren als auch das Verschenken ermöglichen und ist auch ein Versuch, ein Anreizsystem für soziale Interaktion zu schaffen.

Das Zusammen muss erst langsam gemeinsam entwickelt werden; die Offenheit der Strukturen, die wir schaffen, ist der erste Baustein für dieses Miteinander. Es geht darum, einmal eine Basis zu schaffen, um dann gemeinsam an diesen Dingen weiterzuarbeiten.

Durch eine bereits initiierte Zusammenarbeit mit dem „Mobilen Stadtlabor“ der Technischen Universität Wien, das als temporäre Architektur im Entwicklungsgebiet St. Marx unweit des „Hauses Erdberg“ für die nächsten Jahre Quartier bezogen hat, könnte eine erste Außenstelle für die Tauschwährung etabliert werden. Im „Mobilen Stadtlabor“ sollen Wissens- und Veranstaltungsräume, eine Radwerkstatt und Community-Gärten entstehen, in denen Studierende, zivilgesellschaftliche Initiativen und StadtbewohnerInnen gemeinsam ein Experimentierfeld für alternative Stadtproduktion als „Open University“ eröffnen und so einen Ort schaffen, an dem Wissen geteilt werden kann. Kochkurs gegen Sprachunterricht, Fahrradreparatur gegen selbstgezoogenes Gemüse. Die Palette der Möglichkeiten ist vielfältig und bildet für die BewohnerInnen des „Hauses Erdberg“ eine wichtige Erweiterung in die Nachbarschaft.



Prototyp einer Shop-Einrichtung zur Unterstützung der Gemeinwohl-Ökonomie

Letztendlich müsste eine Grundversorgungseinrichtung ein Ort sein, an dem du etwas dazugelernt hast, aus dem du jedenfalls gestärkt in deine nächste Lebensphase gehen kannst, egal was danach passiert: ob du hierbleiben oder nicht hierbleiben kannst.

Ganz im Zeichen der Selbstermächtigung steht auch das Anlegen von zwei großen Hochbeetfeldern im Innenhof des „Hauses Erdberg“. Unterstützt durch das Know-how der österreichischen Landschaftsarchitektin Maria Auböck, die gemeinsam mit ihrem Partner János Kárász für die Gestaltung des Innenhofs des österreichischen Pavillons bei der Architektur-Biennale 2014 verantwortlich zeichnete, werden Subsistenzgärten angelegt, um die Selbstversorgung zu unterstützen und attraktive Freiräume zu schaffen. 45 Tonnen Erde, 32 Tonnen Rundkies und vierhundert Quadratmeter Filtervlies braucht es, um die beiden Hochbeete zu füllen. Die in Wien gewonnene Erde ist aus Garten- und Küchenabfällen entstanden, die von der MA 48, der Abfallwirtschaftsabteilung der Stadt Wien, gesammelt und lokal zu hochwertigem Kompost recycelt werden. Mit ihrem Einsatz als Nährboden zum Ziehen von Gemüse im „Haus Erdberg“ entsteht ein perfektes Beispiel für eine ökologisch und sozial nachhaltige Biokreislaufwirtschaft. Mit 2.200 Gemüsesetzlingen, die in der ersten Pflanzphase angebaut werden, schafft die Hofbegrünung nicht nur Möglichkeiten zur Erweiterung des Nahrungsangebots, sondern auch sinnstiftende Beschäftigung und einen Raum für Kommunikation und gemeinschaftliches Miteinander. Für die Kinder, die ab Sommer 2016 im Haus leben werden, wird der Hofgarten als geschützter Aufenthaltsbereich im Freien zu einer wichtigen Ressource als Bewegungsraum und Spielplatz.



Shop Regal SF 15 aus dem Katalog Social Furniture

EOOS selbst haben bis Ende April 3.000 Projektstunden in die Erarbeitung von Alternativen für Flüchtlingsunterkünfte investiert. Ihr Projekt verstehen sie als Diskussionsbeitrag, nicht als Hundertprozentlösung, als Prozess, der nicht nur die Schaffung von alternativen Daseinsentwürfen für Menschen in Asylunterkünften zum Ziel hat, sondern auch das Austesten von generellen gesellschaftlichen Alternativen. „Social Furniture“ als Metapher für die Erforschung von Möglichkeiten eines guten Lebens für alle. Utopia ist kein Ort. Utopia ist eine Richtung.

UN/COMMON SPACE UN/DEFINED LIVING

„Das Bedürfnis
des Menschen
nach Unterkunft
aber ist beständig.
Die Baukunst
hat niemals
brach gelegen.“

Walter Benjamin



Text: Elke Krasny

Was kann Architektur tun? Krise, Prekariat und Hoffnung

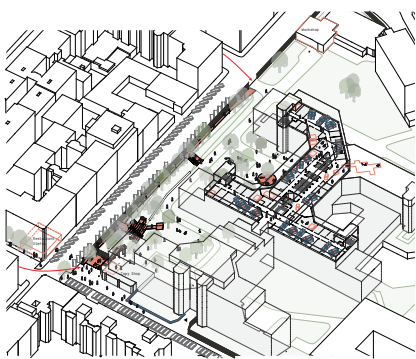
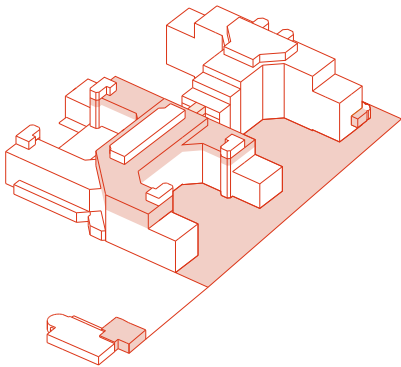
„Was kann Architektur tun?“ Diese so wichtige Frage stellte die Architektin Marie-Therese Harnoncourt in einem unserer Gespräche über den Beitrag von the next ENTERprise zur Architektur-Biennale in Venedig. Wir saßen im Büro, das sie zusammen mit ihrem Partner Ernst J. Fuchs führt, über Stadtplänen, Skizzen, Fotos und Grundrissen. Die städtebaulichen, architektonischen und politischen Fragen, die ihre Biennale-Arbeit aufwirft, sind weitreichend. Harnoncourt sprach über



Ernst J. Fuchs und Marie-Therese Harnoncourt von the next ENTERprise-architects

städtebauliche Strategien und undefinierte Orte, die sozialen Austausch und Interaktion erleichtern. Das Konzept des temporären Wohnraums ist the next ENTERprise sehr wichtig. Ihr Ansatz setzt auf die Adaption existierender Gebäude und Infrastruktur und deren Erweiterung durch mobile Elemente, durch die neue un/definierte Räume entstehen.

Das bisherige architektonische Œuvre von the next ENTERprise zeichnet sich durch seine ästhetische und formale Qualität aus. Es vermeidet sowohl die normativen Auswüchse des modernistischen Mottos „Form folgt Funktion“ als auch den Ikonenanspruch der heutigen Stararchitektur. Zugleich haben sich Marie-Therese Harnoncourt und Ernst J. Fuchs sozialen Belangen verschrieben. Ihre Architektur ist politisch und versucht, diesem so bekannten wie falschen Dilemma zwischen ästhetisch wertvollem und sozial bedürfnisorientiertem Bauen zu entgehen. Der klischeehafte Antagonismus zwischen dem, was man gemeinhin pompös als formalen architektonischen Ausdruck versteht, einerseits und radikal linker Politik andererseits ist ihre Sache nicht. Sie verfolgen weder das Prinzip der engagierten Architektur an der gesellschaftlichen Basis noch jenes der Hilfe zur Selbsthilfe oder irgendeiner anderen Variante formeller Teilhabe, die die zukünftigen GebäudenutzerInnen miteinbezieht. Und doch begreifen Harnoncourt und Fuchs die Architektur ganz eindeutig als einen wichtigen Aspekt gesellschaftlicher und politischer Veränderung. Vor diesem Hintergrund kann ihr un/definierter Raum als Katalysator subjektiver Intimität und basisdemokratischer Fairness im Zusammenleben verstanden werden.



Die Architektur-Biennale 2016 muss man allem voran in ihrer Logik als Großereignis verstehen. Ausgerechnet hier sollen nun the next ENTERprise einen von drei österreichischen Beiträgen gestalten. Vor fast zehn Jahren begannen sich Großausstellungen und insbesondere Architektur-Biennalen im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise 2007/08 – und Architektur ist nicht nur ein Symptom der Wirtschaftslage, sondern auch bekanntermaßen abhängig von Geld – mehr für kritische und politische Architektur, für Städtebau von der Basis aus, für kostengünstige Lösungen und informelles Bauen zu interessieren. Zahlreiche Biennalen, internationale Großausstellungen und Symposien nahmen sich des Trends der politisch bewussten, sozial engagierten und kritisch motivierten Architektur an. Diese Veranstaltungen und ihre Diskurse entdeckten und beförderten, so meine ich, die Figur des Architekten als Aktivisten. Dieser Architekt oder diese Architektin ist nicht nur in der Lage, Krisenzeiten zu überstehen, sondern auch – wie in der gegenwärtigen Krise – einzugreifen und gegenzusteuern. Die Biennale in Venedig 2016 setzt diesen Trend fort. Auch sie wirbt für eine krisenrelevante Architektur.

Im Hinblick auf den Biennale-Beitrag von the next ENTERprise sind drei Dinge interessant. Erstens passt ihre Arbeit nicht fugenlos in die Kategorie der aktivistischen Architektur, wenngleich sie eindeutig versuchen, in architektonischer wie in politischer Hinsicht fair zu bauen. Zum Zweiten gehört ihr Beitrag zu einem noch neueren Trend von Architekturausstellungen, über den Imperativ des Ausstellens hinauszugehen und tatsächlich zu bauen.¹ Drittens haben sich die Krisenbedingungen seit 2007/08 dramatisch verändert. Die heutige Krise ist vor allem von Austerität und Rassismus beherrscht. Die Sparmaßnahmen der Austerität und die strukturelle rassistische Gewalt haben drastische Ausmaße angenommen. In dieser schon so lange währenden Krise bleibt das menschliche Grundbedürfnis nach Wohnraum eines der dringendsten Probleme.

Die Wohnraumschaffung für Menschen mit niedrigem Einkommen, Flüchtlinge und MigrantInnen ist eine der größten und schwierigsten Herausforderungen unserer Zeit. Die Menschen haben begonnen, sich

¹ Als Beispiel nenne ich „Wohnungsfrage“, kuratiert von Jesko Fezer, Nikolaus Hirsch, Wilfried Kuehn und Hila Peleg, im Haus der Kulturen der Welt Berlin, 23. Oktober bis 14. Dezember 2015.

Vor diesem Hintergrund kann ihr un/definierter Raum als Katalysator subjektiver Intimität und basisdemokratischer Fairness im Zusammenleben verstanden werden.

gegenseitig als Gefahr und als KonkurrentInnen zu sehen. Ausgerechnet die am prekärsten lebenden Flüchtlinge wurden ideologisch als Gefahr und Konkurrenz rekonfiguriert. Laut dem in einem Artikel für Bloomberg im Februar 2016 zitierten Bericht des Hochkommissars der Vereinten Nationen für Flüchtlinge und der Internationalen Organisation für Migration „wurden circa 6,5 Millionen SyrerInnen innerhalb des Landes und weitere 4 Millionen nach Ägypten, in den Irak, nach Jordanien, Libanon und in die Türkei vertrieben“². In diesem Bericht steht zudem, dass „eine Million Menschen aus Afrika, dem Nahen Osten und Asien heuer in Europa Zuflucht suchen werden“³.

Die Frage der Architektur und das Flüchtlingsthema sind also kompliziert miteinander verflochten. Im Zentrum steht eine Architektur, die Flüchtlingen sowohl körperlich als auch emotional Schutz und Obdach bietet. Es braucht Bauten, die der so verbreiteten Ideologie des Einsperrens und Abzäunens aktiv entgegenzutreten. Durch Einsperren und Abzäunen werden jene Menschen, die ideologisch als Gefahr und Konkurrenz konstruiert werden, als Subjekte, die angeblich die aufrechte Ordnung gefährden und um Ressourcen, Infrastruktur und Institutionen konkurrieren, räumlich abgeschottet. Die biopolitische Matrix des Regierens gewährleistet, dass zu letzteren ausschließlich diejenigen Zugang bekommen, die BürgerInnen des entsprechenden Nationalstaats sind. Deswegen ist eine Architektur wichtig, die Wohnraum, Schutz, Obdach und Heim zugleich ist. Dabei darf man indes nicht vergessen, dass die Architektur auch für den öffentlichen Raum zuständig ist, in dem man sich frei bewegen, sich ausdrücken, interagieren, spielen und sich entspannen kann. Die Zukunft aller durch die Massenmigration veränderten Gesellschaften hängt von Lösungen dieser Probleme ab.

Der Kurator der 15. Architektur-Biennale Venedig Alejandro Aravena hat als Generalthema „Reporting From the Front“ ausgerufen. Umgehend sticht die Kriegsmetapher ins Auge, die AugenzeugInnen insinuiert, die von Fronten, Schlachten, Belagerungen, Gräueltaten, Morden, kriegsgeschundenen ZivilistInnen und Flüchtlingen berichten. Natürlich hat die Architektur, wie schon andere vor mir bemerkt haben, historisch gesehen eine äußerst widersprüchliche Beziehung zum Krieg. Vielfach machen Kriegszerstörungen die Arbeit von ArchitektInnen nicht nur räumlich, sondern auch ökonomisch erst möglich. Indes soll dieser Aspekt hier nicht weiter ausgeführt werden. Vielmehr möchte ich mich dem Thema zuwenden, mit dem die Kuratorin des österreichischen Pavillons Elke Delugan-Meissl auf das Motto „Reporting From the Front“ reagiert hat. Diesem stellte sie nämlich „Orte für Menschen“ gegenüber, um zu betonen, was die Architektur für die Flüchtlinge leisten kann. Für jene also, die wirklich von der Front berichten können und sogar müssen – für die Vertriebenen, die Gefährdeten, die Traumatisierten und Kriegsverfolgten.

Das Thema des österreichischen Pavillons stellt mithin die brennende Frage nach Architektur und Flüchtlingen oder, anders formuliert, nach der Flüchtlingsarchitektur. Dazu möchte ich zwei Beobachtungen vorausschicken, die jedoch auf komplexe Art zusammenhängen. Eine Beobachtung betrifft die derzeitige Politik in Österreich, der EU und den Balkanstaaten und die andere – eine erkenntnistheoretische Beobachtung – die Geschichte des Ausstellungswesens. Anfang 2016 sprachen sich österreichische RegierungspolitikerInnen erstmals dafür aus, die Grenzen zu schließen. Im Februar berichtete die World Socialist Web Site, dass sich Österreich, Slowenien, Kroatien und Bulgarien unterstützt von Mazedonien, Albanien, Bosnien und Herzegowina, Kosovo, Montenegro und Serbien zu einer „Managing Migration Together“ betitelten Westbalkankonferenz trafen. Weder Griechenland noch Deutschland waren eingeladen. Gemeinsam kritisierten

² Misha Savic, „Europe Faces Another Million Refugees This Year, UN Report Says“, <http://www.bloomberg.com/news/articles/2016-01-27/migrant-flow-to-europe-won-t-weaken-in-2016-as-conflicts-persist> (zuletzt besucht am 16.5.2016).

³ Wie Anm. 2.

Noch wichtiger aber ist, dass die Architektur hier aufgefordert wird zu handeln.

diese Staaten die Politik der offenen Grenzen vonseiten der EU und drängten damit effektiv auf die permanente Schließung der Balkanroute.⁴

Der den Länderpavillons auf dem Biennale-Gelände implizite Gedanke des Nationalstaats bedeutet, dass alle, die dort offiziell ausstellen, auch in die offizielle Politik ihres Landes involviert werden. Das heißt nicht unbedingt, dass man ablehnen sollte, dort auszustellen. Ein Beitrag auf der Biennale kann vielmehr dazu genutzt werden, der offiziellen Parteipolitik des Nationalstaats mit dem symbolischen Kapital eines Werks entgegenzutreten, das nichtsdestoweniger unter der Schirmherrschaft dieses Nationalstaats steht. Kommen wir nun zur zweiten Beobachtung. Die im österreichischen Pavillon gezeigten Interventionen finden nicht in Venedig statt, entstanden sie doch explizit mit dem Auftrag, in der Wirklichkeit der Flüchtlinge direkt in Wien verankert zu bleiben. Elke Delugan-Meissl wollte damit als Kuratorin über den „Exhibitionary Complex“ Tony Bennetts hinausgehen. Bennett prägte diesen Begriff in seinem bekannten Buch zur kritischen Genealogie der Institution des Museums.⁵ Wie die Weltausstellung oder die Biennale gehört auch jedes Museum als öffentliche Institution zur Matrix des kolonialen Industriekapitalismus, deren brutale strukturelle Epistemologie er mitprägte. Und diese Epistemologie ist für die Trennung zwischen „uns“ und den „anderen“ verantwortlich. Der österreichische Pavillon lässt dieses Narrativ zum Teil hinter sich, da sich die TeilnehmerInnen der Ausstellung der unmittelbaren Realität in Wien stellen.⁶

Man bricht mit dem Imperativ des „Exhibitionary Complex“ genau zu einem Zeitpunkt, an dem die Parteipolitik Grenzkontrollen und Flüchtlingsmanagement eingeführt hat. Die Architektur lässt also den Ausstellungsimperativ hinter sich, um sich direkt ins Leben zu stürzen und sich damit stärker gegen die gehässigen politischen Rahmenbedingungen zu engagieren, die nicht nur die politische Realität, sondern auch die nationale Repräsentationslogik in Venedig bestimmen.

Was Kunst und ihre Ausstellung betrifft, schreibt Angela Dimitrakaki von einem „biopolitischen Paradigma, in dem sich der künstlerische ‚Akt‘ mitten im eigentlichen gesellschaftlichen Leben, dem griechischen bios, entfaltet“⁷. Obwohl hier von Kunst und nicht von Architektur und ihrer Ausstellung die Rede ist – und ich glaube, dass es zwischen beiden große ästhetische, ökonomische, erkenntnistheoretische und materielle Unterschiede gibt –, gilt dasselbe Argument mit Einschränkungen auch in unserem Zusammenhang. Der architektonische Akt, namentlich der Beitrag zur Biennale, entfaltet sich mitten im sozialen Leben Wiens und der Flüchtlinge. Die ArchitektInnen sind aufgefordert, Architektur zu machen und nicht Architektur auszustellen. Also gibt es auch hier einen markanten Bruch. Interessanterweise wird der Imperativ „The show must go on“ damit genau zu einem Zeitpunkt durchbrochen, an dem die Repräsentation einer Nation für ArchitektInnen mit linkem Hintergrund eine schwere Belastung geworden ist. Noch wichtiger aber ist, dass die Architektur hier aufgefordert wird zu handeln. Mit dem Budget und dem symbolischen Kapital der Biennale-Teilnahme wurden architektonische Arbeiten in Auftrag gegeben, die angesichts der aktuellen Massenmigration und Flüchtlingskrise tatsächlich nützlich sind.

Ich möchte kurz den speziellen Ausgangspunkt schildern, von dem aus Marie-Therese Harnoncourt die Frage „Was kann Architektur tun?“ gestellt hat. Hier fragt eine Architektin, die ausgewählt wurde, einen Nationalstaat auf einem globalen Architekturereignis zu repräsentieren. Wie auch



Prototyp „Private Module“

⁴ Martin Kreickenbaum, „Westbalkankonferenz schließt Grenzen und spaltet Europa“, 26.2.2016, https://www.wsws.org/de/topics/site_area/news/ (zuletzt besucht am 16.5.2016).

⁵ Tony Bennett, „The Birth of the Museum: History, Theory, Politics“, London 1995.

⁶ In Venedig wird trotzdem eine ausstellungsartige Präsentation im österreichischen Pavillon stattfinden, die dem Publikum die Projekte vorstellt.

⁷ Amelia Jones/Angela Dimitrakaki, „Viable or Merely Possible? A Dialogue on Feminism's Radical Curatorial Project“, in: Elke Krasny/Frauenmuseum Meran (Hg.), „Women's Museum. Curatorial Politics in Feminism, Education, History, and Art“, Wien 2013, S. 70.

immer ihre Arbeit ausfallen sollte, sie wird weltweit sichtbar für Österreich stehen. Die Arbeit muss also auf der Höhe der Zeit sein und nicht nur das internationale Massenpublikum, sondern auch ArchitektorexpertInnen aus aller Welt ansprechen. Gleichzeitig ist sie eingebettet in und sichtbar gemacht durch die bereits genannte Repräsentationslogik des Nationalstaats. Zugleich kommt die Frage aber auch von einer Architektin, die für die aktuelle Flüchtlingskrise schnell die nötigen baulichen Lösungen liefern soll. Wir haben also auf der einen Seite die Logik des Nationalstaats, ein internationales Massenpublikum und ArchitektorexpertInnen und auf der anderen Seite die katastrophalen Umstände der Massenflucht. Die Dringlichkeit der Frage „Was kann Architektur tun?“ rührt also großteils von den besonderen politischen, materiellen und ökonomischen Bedingungen des Hier und Jetzt unseres historischen Augenblicks her.

Foto: Paul Kramzler



the next ENTERprise beschäftigen sich mit dem zentralen Thema „Wohnen auf Zeit“ und der nicht unwichtigeren Frage, wie Menschen auf ihre Umwelt Bezug nehmen. Zeitdruck beeinträchtigt die Zeit. Zeitdruck macht die Zeit prekär. Kurz, Zeitdruck zerstört Zeit. Wir sind immer zu spät dran. Wir sind immer im Rückstand. Wir haben keine Zeit mehr, so sagt man uns jedenfalls. Die Architektur ist, wie wir alle wissen, eine Sache des Raums. Doch hat sie auch mit Leben und Wohnen zu tun, manchmal eben mit „Wohnen auf Zeit“. Wir sollten also öfter darauf achten, dass Architektur auch eine Sache der Zeit ist. Sie ändert sich je nach den Bedingungen ihrer Entstehungszeit. Sie ist Teil der Machtverhältnisse zwischen EntscheidungsträgerInnen und Dingen. Zugleich bietet Architektur aber Schutz und Obdach, manchmal vor genau diesen Machtverhältnissen.

Die Krise erfordert schnelles Handeln. Dennoch ist wichtig, dass man nicht nur mit Notmaßnahmen und Notaktionen handelt. Die brutalen Lebensumstände von heute verletzen Leben in seinen Grundlagen. Die Realität von heute bedeutet Millionen vertriebener Menschen. Die Realität von heute ist brutal und erbarmungslos, wenn es um Versäumnisse in unserem Handeln geht, ob dieses Handeln nun architektonisch ist oder nicht. Das ist offenbar das eigentliche ideologische Dilemma unserer Zeit. Wir sind von einer Zukunft bedroht, die von der Vergangenheit belastet ist, was uns in der Gegenwart ziemlich lähmt. Ich meine also, dass Marie-Therese Harnoncourts Frage unter den krisenhaften Bedingungen von heute gerade rechtzeitig kommt, weist sie doch über den Imperativ des schnellen Handelns hinaus auf einen längeren Zeitrahmen, der den Augenblick übersteigt und bis in die Zukunft reicht.

Gehen wir die Frage „Was kann Architektur tun?“ Wort für Wort durch. Damit möchte auch ich den engen Handlungszeitrahmen aufbrechen, und zwar nicht weil er etwa nicht existiert, sondern um zu zeigen, dass man auch in Krisenzeiten langfristige Belange nicht vergessen darf. Um besser sehen zu können, worum es politisch, gesellschaftlich und philosophisch eigentlich geht, setze ich in jeder Zeile ein anderes Wort der Frage in Großbuchstaben:

WAS kann Architektur tun?

Was KANN Architektur tun?

Was kann ARCHITEKTUR tun?

Was kann Architektur TUN?

Foto: Paul Kromzier



Besichtigung des Kempelenpark

Stellen wir uns vor, wir betonen die jeweils großgeschriebenen Worte. Langsam kommt dann zum Vorschein, was diese Frage eigentlich alles beinhaltet. Wir hören und lesen sie nicht nur anders, sondern sehen, dass es sich eigentlich um vier verschiedene Fragen handelt. Geht man vom Fragewort zum Modalverb, dann zum Nomen und schließlich zum Verb über, versteht man, dass es sich hier einerseits um einen Aufruf zur Architektur, andererseits aber um eine Infragestellung der Architektur handelt.

Schreiten wir also Wort für Wort voran. WAS ist das Objekt der Frage. Die Architektur könnte natürlich auch in der Antwort das Objekt sein. Architektur kann Architektur machen oder tun. Und das ist sehr wichtig. Architektur kann tatsächlich Architektur produzieren. Doch das reicht nicht. Die Architektur selbst kann nicht die einzige Antwort sein. Ich meine, Architektur kann mehr tun als nur Architektur. KÖNNEN meint fähig sein, imstande sein, ermöglichen, die Macht zu etwas haben. Architektur ist zu mehr fähig als zu Architektur, ist zu mehr imstande als zu Architektur, ermöglicht mehr als Architektur, hat mehr Macht als Architektur.

Das nächste Wort ist ARCHITEKTUR. Sie ist das grammatikalische Subjekt der Frage. Doch gehen wir von der Grammatik zur Semantik über. Architektur ist in der Subjektposition. Architektur bedeutet koordiniertes Handeln. Architektur ist bewilligtes Handeln. Das unterstreicht nur einmal mehr, was bereits gesagt wurde. Architektur kann Architektur machen oder tun – und noch mehr.

TUN ist das letzte Wort der Frage. Tun ist ein Verb mit einer ganzen Bandbreite von sehr vielen starken Bedeutungen. Tun heißt leisten, bewirken, erfüllen, herstellen, herausarbeiten, schaffen, Gutes tun. Wir können also Marie-Therese Harnoncourts Frage umformulieren. Was kann Architektur leisten? Was kann Architektur bewirken? Was kann Architektur erfüllen? Was kann Architektur herstellen? Was kann Architektur herausarbeiten? Was kann Architektur schaffen? Was kann Architektur Gutes tun? Angesichts dieser Fragen scheint mir doch, dass dies überhaupt die Frage der Architektur im 21. Jahrhundert ist. Was kann Architektur tun? Hier und jetzt.



Blick über den Innenhof auf das ehemalige Siemens-Areal

Wenn eine Frage gestellt wird, erwartet man eine Antwort. Ja, hier verlangt man sogar eine Antwort, und zwar schnell. Ich jedoch behaupte, dass die Krise den direkten Zusammenhang zwischen Frage und Antwort durchbrochen hat. Und das gilt auch für die Architektur-Frage und die Architektur-Antwort. Auch ihr Zusammenhang wurde von der Krise durchbrochen. Es gibt im Augenblick keine Antworten. Man kann auch auf keine bewährten Antworten zurückgreifen. Man kann sich auf keine Antworten verlassen. Doch obwohl man weiß, dass die Krise alle Antworten obsolet machen könnte, muss man versuchen, Antworten für die Architektur und darüber hinaus zu finden. Marie-Therese Harnoncourts Frage „Was kann Architektur tun?“ verlangt somit nicht nur reale und pragmatische architektonische Antworten, sondern hat auch einen politischen und theoretischen Aspekt.

Ich habe bereits angemerkt, dass Architektur mehr kann. Ich möchte also für ein mehr politisches und weniger ökonomisches Architekturverständnis argumentieren. Architektur gehört zur Infrastruktur, die wir Menschen brauchen. 2012 veröffentlichte Judith Butler einen Text mit dem Titel „Bodies in Alliance and the Politics of the Street“. Darin schreibt sie: „[...] wir müssen die materiellen Voraussetzungen dafür, sich öffentlich zu versammeln und zu sprechen, einfordern.“⁸ In der Folge führt Butler

8 Judith Butler, „Bodies in Alliance and the Politics of the Street“, in: Meg McLagan/Yates McKee (Hg.), „Sensible Politics. The Visual Culture of Nongovernmental Activism“, New York 2012, S. 117. Butlers Text entstand zu Beginn der Aufstände gegen die Regimes in Nordafrika und im Nahen Osten 2011. Vor diesem geopolitischen Hintergrund skizziert Butler die komplizierte Beziehung zwischen materiellen Voraussetzungen und Abhängigkeit.

aus: „Zunächst fordert niemand zu freier Versammlung und Aktion auf, ohne sich gemeinsam mit anderen zu versammeln und zu agieren. Zum Zweiten sind Plätze und Straßen nicht nur physische Voraussetzungen für Aktionen, sondern für jede körperliche Aktion in der Öffentlichkeit, die es nur geben kann.“⁹ Für unsere Frage ist nun entscheidend, dass Butler einen Satz anschließt, der uns verstehen lässt, dass das, was Architektur tun kann, in Wahrheit politisch ist – mehr noch, dass Architektur Teil der Politik des Voraussetzungserschaffens ist. Butler schreibt: „Jede menschliche Aktion hängt von vielen materiellen Voraussetzungen ab – sie ist immer Aktion mit physischen Voraussetzungen.“¹⁰ Lassen Sie mich kurz darlegen, warum ich wichtig finde, dass die Politik der Straße auf eine Politik der Flure, Korridore, Großraumbüros, Kleinraumbüros, Konferenzzimmer, Grünflächen und öffentlichen Plätze, aber auch der Teeküchen, Duschen und Bäder erweitert wird. Immerhin sind letztere Räume, die the next ENTERprise auch in ihrer Biennale-Arbeit gestalten.

Nicht nur körperliche Handlungen in der Öffentlichkeit haben materielle Voraussetzungen, sondern schlichtweg alle Handlungen, die unser Leben erhalten. Die lebenserhaltenden Handlungen sind ihrerseits wiederum auf vielen Ebenen Voraussetzung für weitere Handlungen. Sie gehen auf vielen Ebenen durch Körper und Räume hindurch, ob sie öffentlich, privat, gemeinschaftlich oder un/gemeinschaftlich sind. Den Begriff des „Un/gemeinschaftlichen“ [engl. „un/common“] verdanke ich Athena Athanasiou, die in einem Vortrag in Wien im Dezember 2015 gesagt hat: „Ich verstehe die Institution als eine Voraussetzung für den un/gemeinschaftlichen Raum der Polis. Dieser Schrägstrich, dieses unhörbare und unerhörte typografische Zeichen, das auf das Ungemeinschaftliche im Kern des Gemeinschaftlichen verweist, soll trotz seiner Unauffälligkeit die Erfordernisse betonen, die die Herstellung der Polis als eines gemeinsamen Raums zur Konfliktaustragung kennzeichnen.“¹¹

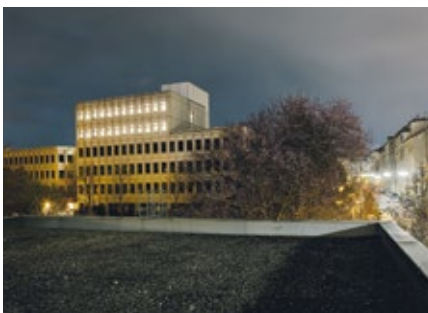
Diese un/gemeinschaftliche Polis möchte ich mit den un/definierten Räumen von the next ENTERprise in Verbindung bringen, ob letztere nun Innen- oder Außenräume sind, ob sie durch mobile Elemente entstehen, die in Gebäude eingebaut werden, oder ob sie eine eigenständige neue Architektur bilden. Die Verbindung, die ich sehe, besteht zwischen der un/gemeinschaftlichen Polis und dem un/definierten Wohnraum. Die Architektur könnte das Un/gemeinschaftliche mit dem Un/definierten zu einem Raum verbinden, in welchem die Politik der Polis und die Politik des Wohnens stattfinden können. In ihrem Vortrag fuhr Athanasiou fort: „Die territorial zentralisierte Polis in ihrem normativen Kern anzufechten bedeutet, sich mit ihrem ‚konstitutiven Außen‘ auseinanderzusetzen, wo sich jene aufhalten müssen, die – entweder als ökonomisierte Prekäre im Sinn der neoliberalen Ratio oder als rassifizierte Illegale im Transit durch die immer mehr militarisierten Eiswüsten der europäischen Nekropolitik – als entbehrlich gelten.“¹² Über die normative Territorialpolitik der Städteplanung und der Architektur hinauszugehen ist also eine Voraussetzung, um den ideologisch für entbehrlich Geltenden helfen zu können. Diese haben ein nationalstaatliches Recht auf Wohnraum, auf Institutionen, auf Infrastruktur und auf andere Dienstleistungen. Nur so kann man ernsthaft Flüchtlingsarchitektur tun, die nicht auf Flüchtlingsbauwerke beschränkt bleibt.

Die Architektur ist eine materielle Voraussetzung der Öffentlichkeit. Sie ist eine Voraussetzung für Essen und Schlafen, Sprechen und Entspannen, kurz: für das Leben. Ich möchte das eine nicht vom anderen trennen. Architektur ist eine Voraussetzung, dass Menschen Flure oder

Foto: Paul Kranzler



Großraumbüro mit Aussicht,
Kempelengasse 1



Gebäudeansicht mit beleuchteten
WG-Geschossen, Kempelengasse 1

9 Butler 2012 (wie Anm. 8), S. 118.

10 Butler 2012 (wie Anm. 8), S. 118.

11 Athena Athanasiou, „The Question of the Institutional in the Biopolitical Economy of Disposability“, Vortrag anlässlich des Symposiums „Counter-Acting. Self-Organized Universities“, kuratiert von Lena Rosa Händle, Andrea Hubin, Belinda Kazeem-Kaminski, Elke Krasny, Barbara Mahlknacht, Sunanda Mesquita und Hansel Sato, Wien, 4. Dezember 2015.

12 Wie Anm. 11.

Großraumbüros oder Küchen nutzen können. Wenden wir Judith Butlers Voraussetzungsargument doch auf die städtebauliche und architektonische Strategie von the next ENTERprise an. Marie-Therese Harnoncourt und Ernst J. Fuchs glauben, dass eine Stadt un/definierte Orte enthalten soll, die nicht ökonomisch, politisch, sozial oder kulturell normativ reglementiert sind. Ihre Strategie besteht darin, die Stadt auf solche Orte hin zu kartieren. Außerdem sind sie der Ansicht, dass die konzeptuellen und baulichen Methoden der Architektur für die Um- und Neugestaltung solcher Orte in höchstem Maße anwendbar sind. Und solche Orte sind, wie ich meine, materielle Voraussetzungen für die un/gemeinschaftliche Polis und das un/definierte Leben. Solche Räume fördern die Aktivität in der Stadt und damit – potenziell – die Zivilcourage.

Zu früh für eine Schlussfolgerung – eine Architektur des Beginns

Ich nahm Harnoncourts Einladung an, gemeinsam am Ort ihrer Biennale-Intervention zu übernachten. Sie befindet sich im ehemaligen Hauptquartier von Siemens, wo auf zwei Stockwerken temporäre Wohneinheiten für Studierende und unbegleitete minderjährige Flüchtlinge eingerichtet wurden. Auf ihrer systematischen Suche nach un/definierten Räumen fanden the next ENTERprise dieses ungenutzte Bürogebäude und stellten sich der Herausforderung, die Büros in Wohnräume umzubauen. Ihre Wohneinheit besteht aus einem Holzquader, der mit Klappbett, Regalen und einem Klapptisch möbliert und verschließbar ist. Bei geöffneter Tür entsteht eine Topografie, in der man mit den NachbarInnen Kontakt aufnehmen kann. Schließt man die Tür, entsteht ein geschützter Privatraum. Harnoncourts und Fuchs' Eingriff mit mobilen Wohneinheiten belässt die Büros zum großen Teil intakt. Die zukünftigen BewohnerInnen können durch sie auf mannigfaltige Weise agieren und interagieren. Der Raum um die Quader ist dabei entscheidend. Auch hier setzten the next ENTERprise ihre städtebauliche Strategie um, indem sie die Großraumbüros zu un/definierten Räumen umgestalteten. Der große Vorteil ist, dass dadurch Raum entsteht, der für soziale Kontakte, Freizeitaktivitäten, Sport oder zur Zusammenarbeit mit Universitäten oder anderen Interessierten genutzt werden kann.

The next ENTERprise weigerten sich mithin, Flüchtlingen einfach Wohngelegenheiten zu Verfügung zu stellen. Stattdessen entwickelten sie eine Strategie, un/definierte Räume als temporäre Wohnräume in ein spezielles und architektonisch markantes Setting zu fügen. Die Flüchtlinge finden hier nicht nur einen privaten Schutzraum, sondern auch ihr soziales Leben. So machen the next ENTERprise Architektur politisch. Ihr Wohnelement gibt im Zusammenspiel mit dem sozialen Umraum Hoffnung, dass nicht nur un/definiertes Leben, sondern auch eine un/gemeinschaftliche Polis möglich ist.

Foto: Paul Krcnzler
Visualisierung: grafisches Büro

